

Reise

einer

Wienerin

in das

heilige Land,

nämlich:

von Wien nach Konstantinopel, Brussa, Beirut,
Jaffa, Jerusalem, dem Jordan und todten Meere,
nach Nazareth, Damascus, Balbeck und dem Li-
banon, Alexandrien, Kairo, durch die Wüste an
das rothe Meer, und zurück über Malta, Sicilien,
Neapel, Rom u. s. w.

Unternommen im März bis December 1842.

Nach den Notaten

ihrer sorgfältig geführten Tagebücher
von ihr selbst beschrieben.

Zweiter Theil.

Dritte verbesserte Auflage.

Wien.

Verlag von Jakob Dirnböck,
Herrngasse, im gr. Dietrichstein'schen Hause Nr. 25.

1846.

1840

1840

1840

1840

1840

1840

1840

1840

1840

1840

1840

1840

1840

1840

1840

1840

1840

R e i s e

v o n

Jerusalem zu Lande nach Beirut.

Die Grafen wollten den Weg von Jerusalem nach Beirut zu Lande, und zwar mit dem Umwege über Nazareth, Galiläa, Kanaan u. s. w. zurücklegen, um so viel wie möglich alle Stellen zu besuchen, die für uns Christen gewiß die interessantesten sind. Sie hatten die Güte, mich abermals in ihren Bund aufzunehmen. — Der 11. Juni ward zur Abreise festgesetzt.

11. Juni 1842.

Um 3 Uhr Nachmittags verließen wir Jerusalem und zogen durch das Damaszener-Thor einer großen Hochebene entgegen. Obwohl auch hier Alles Stein und immer und ewig nur Stein ist, so sah ich doch ziemlich viele Stoppelfelder, und hin und wieder spärliche Grashalme.

Die Aussicht ist sehr weit; in einer Entfernung von zwei Stunden sahen wir noch Jerusalems Mauern, bis der Weg sich um einen Berg wand, und der Anblick dieser heiligen Stadt uns auf ewig entzogen ward.

Links von der Straße auf einem Hügel steht eine alte Kirche, welche von Samuels Zeiten herrühren soll.

Um 6 Uhr Abends kamen wir an das Dörfchen Bir. Gleich außer demselben schlugen wir auf einem Stoppelfelde unser Nachtlager auf. Ich hatte auf der ersten Landreise in Syrien, nämlich von Jaffa nach Jerusalem, schon einen kleinen Vorgesmack bekommen, was es heißt, in diesen Gegenden zu reisen. Wer nicht sehr abgehärtet, furchtlos, und gegen Hunger, Durst, Hitze und Kälte unempfindlich ist; wer nicht auf hartem Boden, ja auf Steinen zu ruhen und sich den kalten Nächten unter freiem Himmel auszusetzen vermag, der soll ja nicht weiter, als von Jaffa nach Jerusalem gehen, denn in der Folge werden die Strapazen immer ermüdender und anhaltender, die Wege immer gräßlicher, die Kost gerade um nur nicht zu verhungern, das Wasser lau und von den ledernen Schläuchen, in welchen man es bei sich führt, übelriechend.

Wir ritten gewöhnlich sechs bis sieben Stunden in Einem fort, ohne auch nur auf Augenblicke vom Pferde zu steigen, oft bei einer Hitze von 30 — 34 Graden. Dann wurde höchstens eine Stunde Rast gemacht, und das oft wieder auf freiem Felde, wo kein schattiger Baum zu treffen war. Von Nahrung war gar keine Rede, weder für den Menschen, noch für das arme Thier, oft sogar fehlte uns Wasser, um den quälenden Durst zu stillen. Die Pferde mußten von Sonnenauf- bis Untergang rastlos arbeiten, ohne Futter zu erhalten. Solche Anstrengungen kann aber auch nur ein arabisches Pferd aushalten. Des Abends wird den Lastthieren das Ge-

päck abgenommen, die Sättel aber höchst selten; die Araber sagen, es sei dem Thiere weniger schädlich, die Sättel Tag und Nacht zu behalten, als nach so großer Erhitzung der kalten Nachtlust ohne Bedeckung preisgegeben zu seyn. Riemenwerk, Sättel und Sporen sind so überaus schlecht zusammengestellt, daß man stets in Gefahr ist, sammt dem Sattel vom Pferde zu stürzen, was sich in unserer Gesellschaft einige Mal ereignete, jedoch glücklicher Weise immer ohne Beschädigung ablief.

12. Juni 1842.

Die Nacht war sehr kühl; obwohl wir unter einem Zelte schliefen, hätte der Mantel beinahe nicht ausgereicht, um hinlänglich vor der Kälte zu schützen. Des Morgens hatten wir so starken Nebel, daß man kaum dreißig Schritte weit sehen konnte. Erst gegen 8 Uhr verzog er sich und einige Stunden später fing die Sonne an, uns sehr lästig zu werden. Man weiß kaum, wie man sich vor der Hitze verwahren soll; besonders muß man sich den Kopf sorgfältig verhüllen, um den Sonnenstich nicht zu bekommen. Ich hatte immer zwei weiße Sacktücher um den Kopf geschlagen, darüber einen runden Strohhut und außerdem noch einen Sonnenschirm.

Wir ritten von Bir bis nach Jabrud, wo wir ein wenig ausruhten, sechs Stunden lang durch eine einförmige, nur wenig fruchtbare Gegend. Nach Nablus, unserer Nachtstation, hatten wir noch volle vier Stunden.

Die Wege sind so über alle Beschreibung schlecht, daß man glaubt, selbe weder zu Fuß noch zu Pferde zurücklegen zu können. Oft geht es Berg auf und ab über die größten Felsstücke, und man muß die Geschicklichkeit und die Kräfte der armen Pferde bewundern, wenn man sieht, mit welcher Sorgfalt sie den kleinen Raum zu finden wissen, auf welchen sie allein ihre Füße stellen können, um von einem Felsen zum andern zu klettern. Oft geht es über Steinplatten

wo das Thier jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt ist, auszugleiten; dann wieder an erschrecklichen Tiefen vorüber, deren Anblick allein schon Schwindel erregt. Ich hatte schon Manches über diese Reitparthien gelesen, und war auf Vieles gefaßt; dennoch fand ich es in der Wirklichkeit viel ärger. Man muß sich in Gottes Namen dem Schicksale und den geübten Pferden überlassen.

Underthhalb Stunden früher als wir unsere Nachtstation erreichten, kamen wir am Grabmale des Patriarchen Jakob vorüber. Hätte man uns aber nicht aufmerksam gemacht, so wären wir vorbei gezogen, ohne es zu bemerken, denn nichts liegt da als einige Felsstücke. Unweit von dieser Stelle beginnt das Gebiet Samaria; auch ist in ihrer Nähe der „Jakobsbrunnen“ oder Quell, an welchem Jesus die Unterredung mit dem samaritanischen Weibe hatte. Von dem Brunnen sahen wir keine Spur, die Quelle sprudelt noch jetzt bescheiden aus einem Fels.

Die Stadt Nablus, das alte Sichem, der Hauptort in Samaria, mit 4000 Einwohnern, soll eine der ältesten Städte Palästinas seyn. Sie ist mit einer Festungsmauer umgeben, und besteht aus einer sehr langen, höchst schmutzigen Gasse. Wir ritten von einem Ende zum andern, über den ärmlichen Bazar, wo mir nichts auffiel, als in so früher Jahreszeit — frische Feigen, die natürlich gleich von uns aufgekauft wurden, aber noch sehr unschmackhaft waren.

In den Städten liegt überall viel Militär, lauter Arnauten, ein roher, verwilderter Menschenschlag, vor welchen sich die Einwohner mehr zu fürchten scheinen, als vor den herumstreifenden Horden, gegen welche jene sie schützen sollen.

Gleich außerhalb der Stadt schlugen wir auf einem kleinen Hügel unsere Zelte auf. Man kann sich nicht leicht etwas Unangenehmeres denken, als so in der Nähe der Stadt oder eines Dorfes zu bivouaquiren. Alle Einwohner, groß und klein

alt und jung, strömen herbei, um eine europäische Karavane, die für diese Menschen ein höchst seltener Anblick ist, von allen Seiten zu betrachten. Sie drängen sich oft bis in die Zelte, so daß man genöthigt ist, sie beinahe mit Gewalt zurück zu treiben. Dieses Angaffen ist nicht nur höchst lästig, sondern auch mit der Gefahr des Bestohlenwerdens verbunden.

Unser Koch war so glücklich, ein kaum drei oder vier Tage altes Zicklein zu erhandeln, welches gleich geschlachtet und brühwarm mit Reis gekocht wurde. Es war ein schwelgerisches Mahl, denn so gut erging es uns selten.

13. Juni 1842.

Die Morgensonne traf uns bereits zu Pferde, wir durchzogen das ganze herrliche Thal, an dessen Eingange Nablus liegt. Die Lage dieser Stadt ist sehr schön. Das Thal ist nicht sehr breit, höchstens drei Viertelstunden lang, von allen Seiten mit mäßig hohen Bergen umgeben. Der Berg rechts heißt Ebal, jener links Grissim, berühmt durch die Versammlung der zwölf israelitischen Stämme unter Josua, die da berathschlagten, wie das Land Kanaan zu erobern sei.

Das ganze Thal ist ziemlich fruchtbar, selbst die Berge sind mitunter bis an die Spitzen mit Oliven-, Feigen-, Citronen- und Drangenbäumen bepflanzt. Einige Bächelchen durchziehen das liebliche Thal gleich Silberströmen. Wir mußten öfters durch das Wasser reiten, das aber kaum den Huf des Pferdes bedeckte, so niedrig ist zur Sommerszeit hier der Wasserstand.

Hat man die Höhe des nächsten Berges erreicht, und blickt rückwärts, so wird man sich ungern von diesem Thale trennen, denn nicht leicht kann man ein lieblicheres, frischeres Bild sehen, als diesen Zauberhain.

In zwei Stunden kamen wir nach Sebastia, dem alten Samaria, welches ebenfalls auf einem schönen Hügel liegt, aber mit der Lage und Üppigkeit von Nablus nicht zu ver-

gleichen ist. Sebasta ist ein erbärmliches Dorf. Man wies uns die Ruinen des Klosters, das an der Stelle steht, wo einst Johannes der Täufer enthauptet wurde, aber selbst von den Ruinen ist sehr wenig mehr zu sehen.

Djenin erreichten wir in weiteren fünf Stunden und befanden uns nun im Gebiete von Galiläa. Wenn diese Gegenden auch gerade nicht so üppig sind, wie sie vielleicht einst waren, so stehen sie auf jeden Fall im starken Kontraste zu Judäa. Hier sieht man wieder Hecken von indianischen Feigen, Palmen und große Strecken Felder, nur keine Wiesen und keine Blumen, diese fehlen überall.

Die Tracht der Samariterinnen und Galiläerinnen u. s. w. ist überall gleich arm, schmutzig und einförmig; sie tragen nichts als dunkelblaue, lange Hemden. Der Unterschied besteht nur darin, daß sie an manchen Orten mit bedecktem, und in andern mit unbedecktem Gesichte gehen. Übrigens könnten sich Alle verummnen, den von schönen, reizenden Mädchen und Frauen ist wahrlich so wenig zu sehen, daß man sie wohl mit der Laterne suchen könnte. Sie haben alle eine braune garstige Haut, struppige Haare und nicht so volle Gestalten, wie die Türkinnen. An beiden Theilen des Kopfes, vom Scheitel bis unter das Kinn, tragen sie angefaßte Silbermünzen, jene, welche mit unbedecktem Gesichte gehen, haben gewöhnlich den Kopf in ein blauleinenes Tuch gewickelt.

Djenin ist eine schmutzige, kleine Stadt, die wir in Augenschein nahmen, um uns den Platz zeigen zu lassen, wo die Königin Jezabel vom Fenster herabgestürzt und von den Hunden zerrissen wurde. Pallast und Fenster sind so ziemlich verschwunden; allein Hunde, die vielleicht auch heute noch bereit wären, einen köstlichen Königsbissen mit wahrer Begierde zu verschlingen, liegen überall in den Gassen. Nicht allein in Konstantinopel, auch in allen Städtchen Syriens fanden wir

diese herrenlosen Hunde, nur in verhältnißmäßig kleinerer Anzahl.

Wir lagerten uns auf eine oder zwei Stunden vor der Stadt an einer Kaffeeschank, unter freiem Himmel, unter welchem großen Naturdache auch eine gemauerte Feuerstelle errichtet war, auf welcher stets heißes Wasser bereit stand. Unweit davon waren einige Erderhöhlen aufgeworfen, welche als Divane dienten. Ein in Lumpen gehüllter Bube war mit Kaffecstoßen, und sein Vater, der Herr des Kaffeehauses, mit Kaffeebereiten und dem Bedienen der Gäste beschäftigt. Uns wurden Strohmatte auf die Erddivane gelegt, und ohne viel zu fragen, Kaffee und Argilé gebracht. Im Hintergrunde stand ein großer, hoher, sehr schön gemauerter Stall, der mich ganz an die europäischen in großen Gasthäusern erinnerte.

Nachdem wir uns hier ein Bißchen erholt hatten, brachen wir auf, um unsere Tagereise zu endigen. Gleich außerhalb des Ortes hat man eine wunderschöne Fernsicht über die ungeheuere Hochebene Esdralon, bis zu dem großartigen Zirkel von Gebirgen, welcher dieß unermessliche Thal umfängt. In weiter Ferne wies man uns den Berg Karmel, etwas näher den Berg Tabor. Die Gebirge sind auch hier ziemlich fahl, bestehen aber doch nicht mehr aus ganz nackten Felsen; besonders schön macht sich der, ganz abgesondert stehende, reich bewachsene Berg Tabor.

Wir ritten gegen drei Stunden über die Ebene Esdralon, und hatten Muße genug, der hier vorgefallenen Begebenheiten zu gedenken. Man kann nicht leicht ein großartigeres Schlachtfeld sehen, als dieses, und begreift recht gut, wie sich hier ganze Völker bekriegen konnten. Von den Zeiten Nabuchodonosor's bis zu den Zeiten der Kreuzzüge, und von diesen bis zu Napoleon sah man hier die Heere aller Nationen versammelt, um ihre wahren oder eingebildeten Rechte zu erkämpfen, oder Eroberungen zu machen.

Das Erdreich auf dieser Hochebene war durch die große anhaltende Hitze so schrecklich zerspalten und zerrissen, daß wir bei jedem Schritte unserer Pferde in Angst schwebten, sie möchten mit den Füßen zwischen die Spalten und Risse gerathen und sich selbe verstauchen, oder wohl gar brechen. Der Boden besteht aus schöner Erde ohne Steine, scheint aber meistentheils brach zu liegen, denn er war reich mit Unkraut und wildwachsenden Artischocken bedeckt. Die Dörfer liegen in weiter Ferne an den Gebirgen. Diese Ebene bildet einen Theil von Kanaan.

Wir schlugen unser Nachtquartier außerhalb des elenden Dorfes Lagun an einer kleinen Cisterne auf, und schliefen die dritte Nacht auf harter Erde.

14. Juni 1842.

Heute ging es noch eine Stunde in dieser Ebene fort, auf welcher wir wieder einmal von den kleinen schrecklich lästigen Mücken, die wir das erste Mal auf der Reise von Jaffa gegen Ramla trafen, sehr viel zu leiden hatten. Sie verließen uns erst, als wir schon eine gute Strecke auf fürchterlichen Wegen, die Ebene begränzenden Berge erstiegen hatten, von deren Spitze wir Nazareth erblickten, am Ende eines ziemlich fruchtbaren Thales freundlich an einem Hügel erbaut. Im Hintergrunde sieht man den schön gelegenen Berg Tabor.

Von dem Punkte, wo man Nazareth zuerst ansichtig wird, hat man noch anderthalb Stunden zu reiten, folglich von Lagun bis Nazareth vierthalb Stunden, und von Jerusalem sechs bis sieben und zwanzig Stunden.

Nazareth.

Wir kamen schon um 8 Uhr Morgens zu Nazareth an, und stiegen im Fremdenhause des Klosters der Franziskaner ab, wo uns die Geistlichen sehr zuvorkommend empfingen.

Raum hatten wir unsere Gemächer ein wenig in Augenschein genommen, und sie an Aussehen und Einrichtung jenen zu Jerusalem vollkommen ähnlich gefunden, so machten wir uns wieder auf den Weg, um alle merkwürdigen Plätze, vor Allem aber die Kirche zu besuchen, in welcher sich die Grotte der Verkündigung befindet. Diese Kirche, in welche uns ein Geistlicher begleitete, ist ebenfalls von der heiligen Helena erbaut, und nicht besonders groß. Im Hintergrund führt eine Treppe in die Grotte hinab, in welcher die heilige Maria durch den Engel die Botschaft des Herrn empfing. Drei kleine Granitsäulen sind in dieser Grotte noch sichtbar. Der untere Theil von einer derselben wurde durch die Türken zerstört, sie ist nur oben befestigt, daher behaupten Viele, sie schwebe ganz frei in den Lüften. Hätten diese Menschen weiter gesehen, als ihre Nase reicht, und nur einen Blick in die Höhe geworfen, sie würden schwerlich ein Wunder behaupten, daß nur in ihrer Einbildung existirt. — Ein ziemlich gutes Gemälde an der Wand stellt die Verkündigung vor. Die eigentliche Wohnung Maria's ist hier nicht zu sehen, weil der Sage nach, ein Engel sie nach Loretto in Italien trug. Seitwärts gelangt man über einige Stufen zu der Grotte, in welcher die Nachbarin Maria's wohnte, die in Abwesenheit der Letzteren die Aufsicht über deren Wohnung führte und ihre häuslichen Geschäfte besorgte.

In der Stadt liegt auch die Grotte, wo Josef's Werkstätte war; man hat sie in ihrem ursprünglichen Zustande gelassen, und nur einen ganz einfachen hölzernen Altar darin errichtet. Unweit davon findet man die Synagoge, wo Jesus das Volk belehrte, und die Pharisäer dadurch so erbitterte, daß sie ihn von einem Berge, gleich außerhalb des Städtchens, herabstürzen wollten. Zum Schlusse zeigte man uns noch einen ungeheuern Felsenblock, auf welchem Jesus das Abendmahl mit seinen Jüngern verzehrt haben soll.

Des Nachmittags besuchten wir den Marien-Brunnen,

gleich außerhalb Nazareth, am Wege nach Taberieh, er ist mit Steinen ummauert, und liefert reines frisches Wasser. Hieher ging die heil. Maria täglich mit dem Krüge, auch heute noch drängen sich alle Weiber und Mädchen zu diesem Brunnen, und wandeln mit Krügen auf der Achsel hin und zurück. Diejenigen, welche wir sahen, waren alle schmutzig und ärmlich gekleidet; viel gingen ohne Kopfbedeckung, was um so häßlicher ließ, da ihnen die Haare ganz struppig wegstanden. Die ziemlich lebhaften Augen waren das Hübscheste an ihnen. Auch hier tragen sie angefaßte Silbermünzen von dem Scheitel bis unter das Kinn.

Der heutige Tag war für mich ein Tag des Leidens, denn schon des Morgens, als wir von Lagun forttritten, fühlte ich mich sehr unwohl. Ich bekam unter Wegs heftige Kopfschmerzen, wiederholtes Erbrechen und starken Fieberschauer. Ich glaubte kaum Nazareth erreichen zu können. Das traurigste bei der Sache war, daß ich meine Unpäßlichkeit ebenfalls wieder, wie damals auf dem Wege nach Jerusalem, verbergen mußte, aus Furcht, zurückgelassen zu werden. Auch war der Wunsch, alle heiligen Orte in Nazareth zu besuchen, so lebhaft in mir, daß ich mit größter Anstrengung den ganzen Tag mit der Gesellschaft herumging, mich aber alle Augenblicke wegstahl, damit mein Zustand nicht offenbar werde. Als wir zu Tische gingen, erregte mir der Geruch der Speisen einen solchen Ekel und solche Uebelseit, daß ich mir schnell das Sacktuch vor die Nase hielt und ein plötzliches Nasenbluten vorgab, um hinaus eilen zu können. Nur meiner braunen Gesichtsfarbe, die die Blässe meines Aussehens nicht durchschimmern ließ, verdankte ich es, daß mein Übelbefinden nicht bemerkt wurde. — Ich genoß den ganzen Tag über nichts; erst des Abends erholte ich mich ein wenig. Nun stellte sich auch die Eßlust ein, aber leider war nichts zu bekommen, als eine schlechte Hammelsuppe und eine Omelette in ranzigem Del gebacken. Ach, es ist schon bitter, im gesunden Zustande

auf einen solchen Imbiß angewiesen zu seyn, um wie viel mehr erst, wenn man krank ist. Ich ließ daher um etwas Wein und Brot bitten, und suchte mich dadurch ein Bißchen zu stärken.

15. Juni 1842.

Heute war mir Gott sei Dank ziemlich wohl. Um 6 Uhr Morgens saß ich schon wieder zu Pferde, um an dem Ausfluge Theil zu nehmen, welcher für heute nach

T a b a r i e h

bestimmt war.

An der Marienquelle und einem Berge, auf welchem einige Ruinen, Überreste von Kanaan, stehen, vorbei, ritten wir gegen anderthalb Stunden bis an den Fuß des Berges Tabor, dessen höchste Spitze man erst nach länger als einer Stunde erreicht. Von einem Wege war keine Spur zu entdecken, wir mußten über Stock und Stein setzen, wobei sich unsere Pferde so stark ermüdeten, daß sie nach einer halben Stunde nicht mehr weiter konnten, und wir genöthiget waren, zu Fuß zu gehen. Nach vielen Beschwerden, sowohl des Kletterns als der Hitze wegen, gelangten wir auf den Gipfel des Berges und in der That, nicht nur die geschichtliche Begebenheit, welche sich hier zutrug, lohnt die Mühe des Ersteigens, sondern auch die schöne Aussicht, deren man sich hier erfreut. Diese ist wirklich großartig. Man überblickt das ganze Thal Saphed, bis an den galiläischen See. Der Berg Tabor ist auch unter dem Namen „Berg der Seligkeit“ bekannt; hier oben hielt Jesus die berühmte Bergpredigt. Von allen Bergen, die ich bisher in Syrien sah, ist der Tabor allein bis zur Spitze mit Eichen- und Johannisbrot-Bäumen bewachsen. Auch in den Thälern sieht man statt des früheren Gesteins die herrlichste Erde. — Dessen ungeachtet ist die Bevölkerung gering, die wenigen Dörfer sind klein und elend. Die armen Bewohner Syriens werden aber auch zu sehr ge-

drückt, sie können, da die Steuern für die Erzeugnisse des Landes zu hoch sind, unmöglich mehr bauen, als sie zum nöthigsten Lebensbedarf brauchen. So sind z. B. die Frucht-bäume nicht im Ganzen, sondern stückweise besteuert. Da zählt ein Olivenbaum 1—1½ Piafter, ein Drangen- oder Citro-nenbaum eben so viel u. s. w. Trotz allen dem kann der arme Bauer nie in Sicherheit sagen: dieß oder jenes gehört mir. Der Pascha darf ihn nach Belieben versetzen, oder wohl gar vertreiben, denn er hat in seiner Provinz so große Macht, wie der Sultan in Konstantinopel. — Auf dem Berge Tabor halten sich Stachelschweine auf; wir fanden einige schöne hornene Stacheln derselben.

Wir stiegen am jenseitigen Abhange des Berges hinab in das schöne, große Thal Saphed, wo Jesus vier tausend Menschen mit wenigen Broten und Fischen speiste, und ritten noch fünfsthalb Stunden bis nach Tabarieh.

Sehr überraschend ist der Anblick, welcher sich auf der Höhe des letzten Berges vor Tabarieh darbietet. Mit einem Male entfaltet sich eine der herrlichsten Landschaften vor unsern Augen. Tief senkt sich das Thal bis zum Spiegel des galiläischen Meeres, um dessen Ufer die schönsten Gebirge sich wahrhaft malerisch mit den verschiedenartigsten Staffagen ziehen. Besonders pittoresk erscheint der kolossale Rücken des Antilibanon, der mit Schnee bedeckt, herrlich im Sonnen-glanze schimmernd, sich mit seiner Umgebung getreu in der klaren Fläche des Sees spiegelt. Tief unten liegt das Städt-chen Tabarieh, überschattet von einigen Palmen, beschützt von einem etwas höher liegenden Kastele. — Dieser unerwartet schöne Anblick überraschte uns so sehr, daß wir von den Pferden stiegen und über eine halbe Stunde auf der Spitze des Berges verweilten, um das wundervolle Bild recht nach Lust betrachten zu können. Graf S. entwarf in Eile eine recht wohl gelungene Skizze der Landschaft — die wir alle so schön fanden, obgleich die sie umgebenden Berge alle

fahl und öde sind. Dieß ist der eigenthümliche Charakter dieser Länder; Matten, Alpen und Wälder in unserm Welttheile — zeigen uns wieder eine ganz andere Fülle von Naturschönheiten. In einem europäischen Gebirgslande würde uns dieser Anblick wohl nicht halb so entzückt haben, aber hier in diesen an Natur und Menschen armen Gegenden ist man mit Wenigem befriedigt, von Wenigem entzückt. Würde uns z. B. auf unserer Reise ein ganz einfach gekochtes Stück Rindfleisch nicht besser geschmeckt haben, als in der Heimath die leckersten Gerichte? So erging es uns auch mit der Natur.

Als wir das Städtchen betraten, befiel uns eine unbeschreibliche Wehmuth. Es lag noch halb im Schutte nach einem der furchtbarsten Erdbeben, welches im Jahre 1839 hier besonders zerstörend gewüthet hatte. Wie mag es damals ausgesehen haben, da es noch jetzt, wo überall nachgeholfen und gebaut wird, einem halben Schutthaufen gleicht. Wir sahen ganz eingestürzte Häuser, viele sehr beschädigt, ganze Risse und Spalten in den Mauern, zusammengefallene Terrassen und Thürme — kurz, wir wandelten allenthalben auf Ruinen. Bei diesem Erdbeben sollen gegen viertausend Menschen, mehr als die halbe Bevölkerung, ihren Tod gefunden haben.

Wir stiegen bei einem jüdischen Arzte ab, welcher hier in Ermangelung eines Gasthofes die Fremden aufnimmt. Ich war ganz erstaunt, bei diesem Manne alles sehr nett und rein zu finden. Die Zimmerchen waren einfach aber bequem eingerichtet, der kleine Vorhof mit großen Steinplatten gepflastert und in der Vorhalle standen rings an den Wänden weich gepolsterte, sehr schmale Bänke. So sehr wir durch diese schöne Ordnung und Reinlichkeit überrascht waren, so stieg unsere Verwunderung noch mehr, als wir die Juden, deren es so viele in Tabarieh gibt, weder türkisch noch griechisch, sondern ganz so gekleidet fanden wie bei uns in Pohlen und Galizien. Auch sprachen die meisten unter ihnen deutsch. Ich

erkundigte mich gleich nach der Ursache dieser Eigenthümlichkeit und erfuhr, daß alle hier ansässigen Judenfamilien aus Rußland und Polen gekommen seien, um im gelobten Lande wenigstens zu sterben. Überhaupt nähren alle Juden eine große Sehnsucht, die letzten Tage ihres Lebens in der Heimath ihrer Vorältern zuzubringen, um da wenigstens begraben zu werden.

Wir ersuchten die junge Hausfrau, (ihr Mann war abwesend) uns eine tüchtige Portion Pilav nebst einigen Hühnern recht bald zu bereiten, während dessen würden wir die Stadt und die nahen Bäder am See Genesareth besuchen, und längstens in anderthalb Stunde zurückkehren.

Wir gingen an den See Genesareth, der süßes Wasser enthält, setzten uns in eine Fischerbarke, um auch da zu schiffen, wo Jesus einst den Sturm beschwichtigt hatte, und ließen uns bis an die warmen Quellen führen, welche einige hundert Schritte außerhalb der Stadt, ganz nahe am Gestade entspringen. Auf den See hatten wir, Gott sei Dank, keinen Sturm, allein kaum an das Land getreten, ging es mit den Fischern stürmisch her. Wenn man hier zu Lande mit den Führern, Trägern u. s. w. nicht jeden Schritt und Tritt in vorhinein genau aushandelt, so sind sie hintendrein mit ihren Forderungen über alle Maßen überspannt. So geschah es auch bei dieser kleinen Parthie, welche höchstens eine halbe Stunde dauerte. Wir setzten uns in die Barke, ohne den Fahrpreis zu besprechen, beim Aussteigen aber wurde ihnen eine sehr gute Belohnung gereicht. Allein sie warfen das Geld hin und begehrten dreißig Piafter, während sie bei einer Unterhandlung gewiß nicht zehn verlangt hätten. Man gab ihnen fünfzehn, um sie los zu werden; es war ihnen noch nicht genug, sie schrien und lärmten vielmehr dergestalt, daß die Diener der Grafen schon mit den Stöcken Ruhe und Ordnung herzustellen drohten. Dieß brachte sie endlich in so weit zur Ber-

nunft, daß sie wenigstens gingen, jedoch beständig zankend und schreiend.

Wir fanden bei den warmen Quellen ein Badehaus in runder Form erbaut und mit einer Kuppel gedeckt, und trafen da eine ziemlich bedeutende Pilgerschaar, meistens Griechen und Armenier aus der nahen Umgebung, die nach Nazareth und Jerusalem wallten. Sie hatten an dem Badehause ihr Lager aufgeschlagen. Die Hälfte dieser Leute befand sich im Bollbade, worin es höchst lebhaft zuging. Wir wollten auch hinein, nicht um zu baden, sondern nur, um die innere Schönheit und Einrichtung, worüber so Manches in Büchern geschrieben steht, in Augenschein zu nehmen; allein ein solcher Dunst und Qualm strömte uns entgegen, daß wir nicht ganz hineinzubringen vermochten. Doch sah ich genug, um mich auch hier wieder zu überzeugen, daß Übertreibung oder Poesie so manche Feder weit über die Wahrheit hinausleitet. Sowohl das Äußere dieses Bades als das Vorgemach und der Blick in das Innere erregte nicht sehr mein Erstaunen, oder meine Neugierde. Von außen gleicht es einem sehr mittelmäßigen kleinen Gebäude, an dem wir durchaus nichts Schönes entdecken konnten. Im Innern war viel Marmor angebracht, z. B. die Tafelung des Bodens, die Einfassung des Bades u. s. w. Marmor ist hier zu Lande nichts so Seltenes, um seinetwegen ein Wunder aus diesem Badefloß zu machen, — und desselben mehr als vorübergehend zu erwähnen. Ich sehe alles, wie es wirklich ist, und gebe es wieder ungeschmückt und naturgetreu in dem einfachen Tagebuche meiner Reisen.

Abends um 8 Uhr kehrten wir ganz müde und voll Eßlust in unsere freundliche Wohnung zurück und schmeichelten uns, das einfache Mahl, das wir vor mehreren Stunden bestellt hatten, rauchend und dampfend auf dem gedeckten Tische zu finden. Ach, wir fanden weder in der Vorhalle noch in einem der Zimmerchen einen ungedeckten Tisch, viel weni-

ger etwas Anderes. Halb erschöpft lagerten wir uns auf Stühle oder Bänke und sahen mit ungestillter Sehnsucht dem Mahle und der darauf folgenden Ruhe entgehen. Ein Bote nach dem andern wurde in die Küche gesendet, um zu forschen, ob die gefochten Hühner noch immer nicht im eßbaren Zustande seien. Wir wurden von einer Viertelstunde auf die andere vertröstet — und es kam nichts. Endlich um 10 Uhr ward ein Tisch gebracht, dann ein Stuhl, dann wieder einer, und endlich ein reines Tischtuch, und so ging es fort bis 11 Uhr. Da erschien der Herr des Hauses, welcher eben erst von einer kleinen Landreise heimgekommen war, und mit ihm ein gefochtes Hühnchen. — Ach, es trug sich bei unserer Mahlzeit kein Wunder zu, wie in Saphed's Ebene, wo viertausend Menschen mit einigen Broten und Fischen gespeist wurden, — — wir waren doch nur sieben Personen, da hätte sich dieß Hühnchen nur siebenmahl vermehren dürfen, und wir wären gesättiget gewesen; — so aber erhielt jeder nur ein Rippchen und damit Punktum. Freilich kam dann ein Gericht nach dem andern, das wußten wir aber nicht, eben so wenig die Anzahl der bereiteten Speisen, sonst hätten wir uns das Ding schon eingetheilt, und ein Jeder hätte ein Gericht ganz für sich behalten, denn im Laufe von fünf Viertelstunden kamen neun bis zehn Tellerchen zum Vorschein; aber mit lauter winzigen Portionen, so daß man im eigentlichen Sinne des Wortes nur überall kosten konnte. Wir hätten zwei derbe Speisen all diesem Firlesanz vorgezogen. Die Gerichte bestanden aus einem gefochten, einem gebratenen und einem eingemachten Hühnchen, aus einem Tellerchen gefüllter Gurken, aus einem solchen roher Gurken, aus einem Bischen Pilav und einigen Stückchen Schöpfensfleisch.

Für die Unterhaltung bei Tisch sorgte unser Wirth, indem er eine gräuliche Scene aus der Zeit des Erdbebens nach der andern erzählte. Auch er hatte dabei sein Weib und seine Kinder verloren, und nur, weil er gerade auf einem Kran-

fenbesuche in der Umgebung war, entkam er selbst diesem Schicksale.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht suchten wir unsere Schlafstellen. Der Arzt räumte uns sehr gefällig seine drei Kämmerchen ein, da war aber die Hitze so drückend, daß wir es vorzogen, im Hofe auf den Steinen unser Lager aufzuschlagen. Ein hartes Lager, dagegen eine leichte Verdauung des großen Mahles.

16. Juni 1842.

Um 5 Uhr früh empfahlen wir uns und fahrten auf demselben Wege, nur nicht zum zweiten Male über den Berg Tabor, sondern längs desselben, in sechs Stunden nach Nazareth zurück. Ich besuchte heute noch einmal alle die Orte, die ich zwei Tage früher halb todt besehen hatte und brachte auf diese Art einige Stunden recht angenehm zu.

17. Juni 1842.

Morgens um halb sechs Uhr sagten wir den würdigen Priestern zu Nazareth für immer Lebewohl und ritten unausgesetzt bis zwei Uhr, also neunthalb Stunden — bis zum Kloster auf dem Berge

K a r m e l.

Lange hatten wir keine so guten Wege gehabt, wie an dem heutigen Tage. Nur hin und wieder, vermuthlich um uns der Gefahren und Strapazen nicht gänzlich zu entwöhnen, kam eine Strecke echt syrischen Weges zum Vorschein. Dazu kam auch noch die Annehmlichkeit, daß wir keinen Durst zu leiden brauchten, denn einige Male durchschnitten unsere Pferde Bächelchen mit gutem klaren Wasser. Ja, wir durchzogen sogar ein Stückchen Eichenhain, in Syrien eine fast unerhörte Erscheinung. Freilich fand sich kein einziger Baum darunter, der für einen Maler ein würdiges Studium gegeben hatte; alle waren klein und verkrüppelt. So schön

belaubte Bäume, wie in unseren Gegenden, sah ich in diesen Ländern höchst selten. Der einzige Johannesbrotbaum, der hier sehr häufig wächst, ist ein hübscher Baum und sein Blatt sehr schön; es ist nicht größer, als ein mittleres Rosenblatt, etwas länglich rund, einen Messerrücken dick, und von schöner, glänzend grüner Farbe.

Der Berg Karmel liegt hart am Meere. Er ist nicht hoch, in einer guten halben Stunde erreicht man seinen Rücken, auf welchem ein schönes und großes Kloster steht. Wohl in ganz Syrien mag dieses das schönste seyn, selbst die Klöster zu Jerusalem und Nazareth nicht ausgenommen. Eine Reihe von sechs oder sieben großen, herrlichen Zimmern mit Doppelthüren und großen, regelmäßigen Fenstern, bildet die Hauptfronte des Gebäudes. Diese Zimmer und noch mehrere in den Seitenflügeln sind zur Aufnahme der Reisenden bestimmt. Sie sind nach europäischer Art eingerichtet, mit saubern Möbeln, wobei weder Kanapee's noch gute Komod-Kästen fehlen.

Ungefähr eine Stunde nach unserer Ankunft bewirtheten uns die geistlichen Herren mit einem so köstlichen Mahle, wie mir seit dem Aufenthalte zu Konstantinopel nicht zu Theil geworden war.

So mittelmäßig die Kost und so einfach die Zimmer und deren Einrichtung zu Jerusalem und Nazareth waren, so überaus schön und gut fanden wir hier Alles. In einem eleganten Speisesaale stand ein großer Tisch mit feinem weißen Tischzeug belegt, geschliffene Gläser blinkten uns freundlich entgegen, reinliche Eßbestecke und Porzellanteller fehlten nirgends, ein europäisch gekleideter Diener trug die besten Fastengerichte (es war Freitag) auf, und ein artiger Geistlicher leistete uns Gesellschaft, aber nicht im Essen, denn das, dachte er mit Recht, würde eine so ausgehungerte Kompagnie auch ohne seine Hülfe treffen.

Auf der ganzen syrischen Reise war dieses Kloster ein

wahrer Glanzpunkt für Seele und Körper. Wie wohl würde es uns bekommen haben, wenn hier einige Tage Rast gemacht worden wäre. Allein die Herren hatten noch ein gar weites Ziel vor sich und da ging es nur immer fort und fort.

Nach dem Essen stiegen wir hinab an das Gestade, und besuchten die große Grotte, die sogenannte Prophetenschule. Diese Grotte gleicht wirklich einem hohen, sehr geräumigen Saale, wo eine Menge Zöglinge Raum fänden, sich die Lehren der Propheten anzueignen.

Die Grotte, in welcher der heil. Elias lebte, befindet sich oben auf dem Berge in der Kirche. Der Berg Karmel ist ganz öde und nur hin und wieder mit Gestrippe bedeckt. Die Aussicht ist aber wirklich himmlisch. Das Auge kann im Vordergrunde über den unbegrenzten Meerespiegel gleiten, während es wieder unten am Fuße des Berges einen Anhaltspunkt findet an dem nicht unbedeutenden Orte Haifa, der sich freundlich in einem schönen, fruchtbaren Thale ausbreitet, welches sich bis an die hohen Gebirge zieht, deren Schlußgrenzen der Antilibanon und in weiterer Ferne der Libanon bilden. Längs der Meeresküste fällt der Blick auf Aera (Ptolemais), Sur (Tyruß), und Saïda (Sidon).

18. Juni 1842.

Heut Morgens schickten wir unsere armen todtmüden Pferde leer nach Aera, und wir wanderten Mittags in einer Hitze von 33 Grad zu Fuße nach Haifa, ungefähr eine gute Stunde Weges. Ganz erhitzt und erschöpft gelangten wir bei dem Konsul an, welcher zwar Katholik, in allem übrigen aber ganz nach orientalischer Sitte zu leben scheint. Er ist Ehrenkonsul von Oesterreich und Frankreich. Obwohl er nicht zu Hause war, führte man uns dennoch gleich in das Prunkzimmer, wo wir auf weichen Divans ruhten, mit Scherbet von allerhand Farben, als: grünen, gelben, rothen u. s. w. nebst kleinen Schälchen Rosenkaffee, der uns aber nicht schmeckte,

und mit Tschibuks (Wasserpfeifen) bedient wurden. Endlich erschien die Gemahlin des Konsuls, eine junge, schöne, stattliche Gestalt in orientalischer Tracht. Sie rauchte ihre Wasserpfeife mit demselben Wohlbehagen, wie die Männer. Zum Glücke war ihr Bruder gegenwärtig, der etwas Italienisch verstand und sprach, und die Güte hatte, den Dolmetsch zu machen. Leider findet man nirgends eine Orientalin, die außer ihrer Muttersprache noch eine andere verstände.

Nachdem wir uns erholt hatten, fuhren wir in einer Barke nach Acre — ungefähr anderthalb Stunden. Bei der Hinreise nach Jerusalem hatte ich dieses Denkmal des letzten Krieges bloß von außen gesehen, nun konnte ich es auch von innen betrachten, was sich aber wahrlich nicht der Mühe lohnt. Sind die türkischen Städte an sich schon im guten Zustande häßlich, so kann man sich leicht denken, um wie viel mehr erst, wenn sie zerschossen, voll Löcher und Kugeln sind, und der Schutt sowohl vor, als in den Häusern noch herumliegt. Der Eingang zum Kloster führt durch den Hof der türkischen Kaserne, in welcher es sehr lebhaft zging, und wo wir Gelegenheit bekamen, besser als auf den Posten, einen Überblick über die armselige Bekleidung und über die noch viel armseligere Beschuhung der Mannschaft zu gewinnen.

Das Kloster ist sehr klein, eigentlich nur ein Wohnhaus, in welchem sich eine Kapelle befindet. Zwei Geistliche und ein Laienbruder machen den ganzen Hausstand des Klosters aus.

Kaum war ich auf dem mir angewiesenen Zimmer, als eine recht artige Frau kam, die sich mir als die Gattin eines im Dienste des hiesigen Paschas stehenden Arztes aufführte, der sich aber gegenwärtig in Konstantinopel befinde, und mir zugleich bemerkte, daß sie alle Abende mehrere Stunden hier zubringe und die Honneurs des Hauses mache. Dieß war mir eine so ganz neue Erscheinung, daß ich gewiß — stumm geblieben wäre, wenn sie nicht eine recht liebenswürdige geschwägige Französin gewesen wäre. So aber verplauderten

wir den Abend, bis uns die Speiseglocke in das Refektorium rief. Alles, was ich in diesem Kloster sah, war ganz das Gegentheil von dem freundlichen, netten Karmeler-Kloster; der Speisesaal über alle Maßen unrein, zwei schmutzige Tische nebst einigen Bänken die Einrichtung, Tischzeug, Teller u. s. w. dem Übrigen angemessen, und die Kost that sich gerade auch nicht hervor. Wir speisten an zwei Tischen; an dem einen die Herren mit dem Vater Reverendissimus, und an dem andern ich und die Französin.

19. Juni 1842.

Unsere heutige Reise ging nicht weit, darum machten wir uns erst um 10 Uhr auf den Weg, und zwar in Begleitung mehrerer Franken, welche im Dienste des Paschas stehen. Sie führten uns in den an der Straße liegenden Park, welcher der Sultanin Mutter gehört, und wo im Sommer gewöhnlich der Pascha von Acre residirt. Nach einer halben Stunde gelangten wir hin. Der Garten ist nicht übel, enthält aber außer Citronen-, Drangen-, Granaten- und Cypressen-Bäumen nicht viel Anderes. Die Blumenflor war ebenfalls nicht sehr ausgezeichnet, sie wies uns nicht einmal alle die Gattungen von Blumen, die wir in unseren Gärten zu sehen gewohnt sind, viel weniger fremdartige oder seltene Gewächse. Einige Kioske sind auch vorhanden, aber Alles in einem jämmerlichen Zustande.

Das Wohnhaus des Pascha's außerhalb des Gartens ist schon freundlicher. Wir machten ihm unsere Aufwartung, wurden sehr artig empfangen und mit den üblichen Getränken bedient. Kaum erfuhren die hohen Damen im Harem, daß eine Franke auf ihrem Gebiete sei, so sandten sie eine Botschaft an mich, um mich zu einem Besuche einzuladen. Ich nahm diese Einladung mit Vergnügen an, weil sie meiner Neugierde sehr zusagte. Ich wurde in einen andern Theil des Hauses geführt, dort trat ich dann in ein mittelgroßes Gemach, dessen Boden mit Matten und Teppichen überdeckt

war, und an dessen Seiten Polster lagen, auf welchen die verschiedenartigsten Schönheiten, vermuthlich aus allen Weltgegenden zusammengerafft, zwölf bis fünfzehn an der Zahl, saßen. Eine derselben war ziemlich alt, und vermuthlich die eigentliche Frau, denn alle übrigen deuteten auf sie. Die Jüngste darunter mochte achtzehn bis neunzehn Jahre zählen und war Mutter eines ungefähr acht Monate alten Kindes, mit welchem Alle spielten, wie mit einer Puppe, das arme kleine Geschöpf ging von einer Hand in die andere. Die Kleidung dieser Damen war gerade so, wie ich sie an den Töchtern des Konsuls in Jaffa beschrieben habe. Von ausgezeichneten Schönheiten, wenn man die hier sehr verehrte Beleibtheit nicht dafür hält, sah ich nicht viel, wohl aber eine Einäugige, eine in diesem Lande nicht ungewöhnliche Erscheinung. Sflavinnen erblickte ich da von allen Schattirungen. Die Eine hatte einen Ring durch die Nase gezogen, eine andere hatte blau bemahlte Lippen. Alle aber, Frauen und Sflavinnen, schwarz gefärbte Augenlieder und Augenbraunen, so auch die Nägel, und die innere Fläche der Hand von dem Saft der Hännawurzel lichtbraun gefärbt.

Unwissend und neugierig sind die Orientalinnen im höchsten Grade; sie können weder lesen noch schreiben, von der Kenntniß einer fremden Sprache ist schon gar keine Rede. Eine außerordentliche Seltenheit ist es, wenn eine unter ihnen Goldstickereien zu machen versteht. Wenn man mich zufälliger Weise an meinem Tagebuche schreiben sah, kamen Männer, Weiber und Kinder heran, betrachteten mich und mein Buch von allen Seiten, und gaben ihre Verwunderung durch Zeichen kund.

Beschäftigung und Arbeit scheinen die Damen des Harems für entehrend zu halten, denn ich sah sie weder hier, noch an anderen Orten etwas Anderes thun, als mit unterschlagenen Beinen auf den Polstern oder Teppichen sitzen, Nargilé rauchen, Kaffee trinken und schwagen. Auch ich muß-

te mich gleich zu ihnen auf einen Polster kauern, wo sie mich dann alle umgaben, und durch Zeichen um Vieles zu fragen versuchten. Sie nahmen meinen runden Strohhut und setzten ihn auf den Kopf, dann befühlten sie den Stoff meines Reisekleides; am meisten staunten sie aber über meine kurz abgeschnittenen Haare*), bei deren Anblick diese armen Geschöpfe vielleicht gar dachten, die Natur habe den Europäerinnen den langen Haarwuchs versagt. Sie fragten mich pantomimisch, wie das zginge, und jede der Frauen besah und befühlte meinen Kopf. Auch meine Magerkeit schien sie sehr zu befremden. Sie reichten mir ihre Nargilé und boten mir Getränke und Näscherien. Die Unterhaltung war im Ganzen nicht sehr groß, weil wir keinen Dragoman an der Seite hatten, der unsere Gespräche übersetzt hätte. Wir mußten nur Jedes errathen, was das Andere sagen wollte, und am Ende saß ich stumm unter ihnen und war froh, als ich nach einer Stunde zur Fortsetzung der Reise abgeholt wurde. Ich war in der Folge noch in mehreren, mitunter auch in bedeutenderen Harems, allein ich fand überall dasselbe. Der Unterschied bestand höchstens darin, daß ich in manchem Harem schönere Frauen oder Sclavinnen fand, daß sie reicher gekleidet oder eingerichtet waren. Aber überall traf ich dieselbe Unwissenheit, Neugierde und Trägheit. Im Ganzen mögen sie glücklicher seyn, wie wir Europäerinnen, dieß schließe ich theils aus ihrer Beleibtheit, — theils aus ihren ruhigen Gesichtszügen. Ersteres stellt sich doch gewöhnlich nur bei ruhigen oder zufriedenen Gemüthern ein, und ihre Züge sind so ohne allen bestimmten, ausgesprochenen Charakter, daß ich sie unmöglich großer Empfindungen und Leidenschaften, weder im Guten noch im Bösen, fähig halte. Ausnahmen gibt es

*) Ich schnitt mir nämlich die Haare kurz ab, weil ich auf einer solchen Reise wohl selten Zeit und Gelegenheit gehabt hätte, selbe gehörig zu ordnen und zu pflegen.

überall, folglich auch unter ihnen; ich sage nur, was ich im Durchschnitte bemerkte.

Wir ritten diesen Tag in Allem nur sieben Stunden. Wir kamen an einem schönen Drangenhaine vorüber, außerdem ging der Weg immer knapp am Meere im tiefen Sande, nur ein einziges Mal hatten wir eine schreckliche Passage über den weißen Berg, dessen Fuß sich in's Meer verläuft. Diesen glücklich überschritten, gelangt man in die Nähe der schönen ausgedehnten Wasserleitung, welche ich ebenfalls bei der Reise nach Jaffa von der Barke aus bemerkte, und die einen Theil dieses schönen freundlichen Thales durchzieht.

Das Städtchen Sur, unser heutiges Ziel, konnten wir nicht betreten, weil es, der Pest wegen, abgesperrt war. Wir zogen also vorüber und schlugen unsere Zelte nahe an einem Dorfe auf, bei welchem sich große, herrliche, in Felsen gehauene Wasserbehälter befinden, von denen das überfließende Wasser vier bis fünf Klafter tief hinabstürzt, ein Mühlrad in Bewegung setzt und sich dann als Bach durch das Thal schlängelt.

20. Juni 1842.

Nach fünf Uhr Morgens saßen wir wieder zu Pferde, und kamen nach einigen Stunden an den schönen Fluß Mischmir, der zwar so breit, aber bei weitem nicht so wasserreich wie der Jordan, nach demselben aber der bedeutendste ist, den man auf dieser Reise antrifft, und zugleich eine der seltensten und lieblichsten Erscheinungen in diesen wahrhaft wasserarmen Gegenden bleibt. Sein Wasser war rein wie Krystall.

Nach zehnthalb Stunden erreichten wir Saïda, wo wir in's Kloster ritten, weil in all' diesen Orten kein Gasthof ist. Das Klösterchen nebst der winzigen Kirche liegt am Ende eines großen Hofes, der so voll von Menschen, Pferden und besonders Soldaten war, daß wir lange Zeit brauchten, um durchzudringen. Als wir endlich den Ausgang ins Kloster

erkämpft hatten, bekamen wir den Bescheid: es sei kein Raum für uns. — Was war zu thun? Wir mußten noch froh seyn, bei einer griechischen Familie ein Zimmerchen zu erhalten, wo wir die Nacht zubringen konnten; doch war von Betten keine Rede, sondern wir mußten auf den Steinplatten schlafen. Im Hofe war ein halbes Lager aufgeschlagen, in welchem nebst einer Menge Arnauten, zwölf Prachtpferde des Emirs *) vom Libanon, lauter ächte Araber, kampirten.

Die Arnauten, das Militär, sind überall gefürchtet, mehr aber von den Freunden, als vom Feinde. Sie betragen sich sehr lärmend und gegen das Volk höchst anmaßend. So gar einer der Herren Grafen wurde, als er ausging, nicht von einem aus dem Volke, sondern von einem solchen militärischen Kerl insultirt. Diese schlecht disciplinirten Truppen sind überall versammelt, um bei der geringsten Unruhe, die zwischen den Drusen und Maroniten ausbricht, darein zu schlagen. Ich glaube aber, die Arnauten sind viel mehr zu fürchten, als die Drusen und Maroniten, denn später zogen wir durch das ganze Gebiet der Letztern, ohne von ihnen nur im Geringssten beleidigt oder beunruhigt zu werden. Das wäre wahrscheinlich nicht der Fall gewesen, wenn wir einer Schar dieser wilden Jäger begegnet hätten.

Unter dem türkischen Militär sind die Arnauten am schönsten gekleidet, und gleichen mit ihren kurzen, weißen, sehr faltenreichen Röcken von Leinwand oder Kammertuch, mit den weißleinenen, eng anliegenden Hosen, der Binde um die Mitte und dem weißen oder rothen Spencer, ganz den Albanesen.

*) Dieser Emir konnte sich auf dem Libanon nicht erhalten, und wurde nach Konstantinopel beschieden, man harrete noch immer auf seine Wiederkehr, obwohl er zur Zeit unseres Besuches über ein halbes Jahr abwesend war.

21. Juni 1842.

Heute hatten wir den angestrengtesten Tag, wir machten zwar auch nicht mehr als zehn Stunden, allein diese zehn Stunden in einem Ritte, ohne auch nur ein Viertelstündchen auszuruhen, und noch dazu bei einer Hitze von 33 Grad. Wir ritten in einer Sandwüste, die sich von Saïda bis Beirut und in der Breite gewiß eine Stunde weit gegen das Gebirge erstreckt. Die einförmige Steppe wird nur durch mehre aufgethürmte Sandhaufen unterbrochen. Die Oberfläche des Sandes ist in lauter wellenförmige Linien gezeichnet, der Sand selbst sehr fein, schön und bräunlich gelb gefärbt. An diese Wüste schließt sich wieder ein schönes, fruchtbares Thal, das sich bis an den Libanon hinzieht, an dessen bläulichgrauen, mächtigen Felsenmassen man mehrere Dörfer liegen sieht.

Dieser Berg gewährt einen prächtigen Anblick. Weiße Felsen und weiße Sandschichten durchziehen gleich Schneefeldern seine weite, meist unfruchtbare Außenseite.

Die ehemalige Wohnung der Lady Stanhope erblickt man von Ferne am Abhange des Libanon.

Wir kamen während der langen zehn Stunden an keiner Quelle, Cisterne oder Pfütze vorüber, und selbst die Flussbette, die wir passirten, waren von der Hitze ganz ausgetrocknet. Wir trafen keinen Baum, um uns unter dem Schutze seiner Äste auf Augenblicke der Sonne zu entziehen. Es war für uns und die armen Thiere ein Tag der höchsten Marter. Zwei von unsern braven Pferden erlagen auch der großen Anstrengung, sie konnten sich nicht mehr weiter schleppen, obwohl man ihnen alle Bürde abnahm; die armen Thiere mußten zurückbleiben und verschmachten.

Um 3 Uhr Nachmittags langten wir endlich zu Beirut an, nachdem wir Beschwerden und Hindernisse aller Art, die mit einer Reise in Syrien immer verbunden sind, während zehn Tagen muthvoll ausgestanden hatten.

Die Entfernung von Jerusalem bis Beirut beträgt ungefähr 87 Stunden, wenn man den Umweg nach Tabarieh macht, was eigentlich nicht dazu gehört. Von Jerusalem nach Nazareth sind 26½ Stunden, von Nazareth über den Berg Tabor nach Tabarieh und wieder zurück nach Nazareth 14 Stunden, von Nazareth nach dem Berg Karmel, Haifa und Acre 19½ Stunden, von Acre nach Beirut 27 Stunden, zusammen 87 Stunden.

Die armen Pferde litten auf diesem Wege schrecklich, entweder hatten sie Felsen, Steine und Berge zu ersteigen, oder heißen Sand, in welchen sie bei jedem Schritte bis an die Knöchel einsanken, zu durchwaten. Es wäre besser gewesen, die Pferde nur von Jerusalem bis Nazareth zu miethen, und von Nazareth wieder neue bis Beirut. Allein man sagte uns zu Jerusalem, daß man in Nazareth nicht immer Pferde bekomme, deshalb nahmen wir sie bis Beirut. Als wir in Nazareth angekommen waren, überzeugten wir uns freilich, daß man uns in Jerusalem die Unwahrheit gesagt habe; man bekommt dort ebenfalls immer Pferde genug. Aber der Vertrag war geschlossen, und so mußten wir unsere Thiere behalten.

Die Temperatur war während der zehn Tage unserer Reise sehr verschieden. Die Hitze wechselte bei Tage von 18 bis 33 Gr., auch die Nächte waren nicht gleich, manche sehr warm, manche wieder empfindlich kalt.

B e i r u t.

Diese Stadt liegt in einer Sandfläche, nur die Maulbeerpflanzungen, mit welchen sie reichlich umgeben ist, gewähren ihr ein freundliches, frisches Ansehen. Doch geht man überall, in den Gärten und Alleen und auf allen Wegen tief im Sande. Von Ferne gesehen, macht Beirut, wie ich schon bei meiner ersten Ankunft von Konstantinopel bemerkte, einen überraschenden Eindruck, allein in der Nähe betrach-

tet, verliert es sehr. Ungern ging ich in der Stadt und deren Umgebung herum, aber mit wahrem Vergnügen betrachtete ich die Landschaft an einem schönen Abende auf einer hohen Terrasse sitzend. Ich sah den dunkelblauen Himmel sich wölben über die herrliche Gebirgskette, über das üppige Thal und über die weite Meeresfläche. Ich sah die goldne Sonne, wie sie ihre Strahlen zum Abendgruße den Gebirgen zusandte, und endlich selbst dem Auge entchwand — Alles in ein sanftes Dunkel hüllend. Ich sah die unzähligen Sterne glänzen und den Mond sein zauberisches Licht über die nächtliche Landschaft ergießen; — und wer bei diesem Übermaß von Naturschönheiten nicht den bessern Menschen in sich fühlt, der ist wahrlich des Namens: „Mensch“ nicht würdig. Ja der Tempel Gottes ist überall, überall verkünden seine Werke ein Etwas, dem auch der ungläubigste Geist nicht widerstehen kann, — es ist das Dasein Gottes. Wie viele so schöne Abende genoß ich nicht in Beirut, — sie waren auch meine einzige Entschädigung für die unendlichen Leiden, die ich in dieser Stadt ertragen mußte.

Aufenthalt in Beirut.

Im Gasthose bei Battista fand ich abermals kein Kämmerchen, und dießmal war ich in einer noch viel größeren Verlegenheit, ein Unterkommen zu finden, als das erste Mal; denn die Frau des Wirthes war sammt den Kindern auf dem Land, ihre Privatwohnung vermiethet und ich saß somit, im vollen Sinne des Wortes, auf der Gasse. — Ein Geistlicher, den ich in Konstantinopel kennen gelernt hatte und welcher jetzt gerade in Beirut war, erbarmte sich meiner und brachte mich, gleich außerhalb der Stadt, bei einer recht braven arabischen Familie unter. Nun war ich zwar unter Dach und Fach, allein ich konnte mich mit Niemanden verständigen, denn keine Seele sprach italienisch und

ich wußte keine andern Worte arabisch, als: taip, moi, sut, mafisch, schön, Wasser, Milch, nichts.

Mit diesem Reichthume an Ausdrücken war natürlich nicht weit zu kommen, was ich gleich am folgenden Tage sehr schmerzlich empfand. Ich ließ mich nämlich durch einen Knaben in die Kirche führen, und deutete ihm, daß er auf mich warten solle, um mich wieder nach Hause zu begleiten. Als ich fort wollte, sah ich den Jungen nicht mehr. Ich wartete vergebens, und mußte mich endlich entschließen, den Weg allein zu suchen.

Das Haus, wo ich wohnte, stand in einem Garten von Maulbeerbäumen, allein die Häuser in der ganzen Gegend haben dieselbe Bauart, an jedes ist ein Thurm angebaut, in welchem sich ein bewohnbares Zimmer befindet, und alle stehen in Gärten von Maulbeerpflanzungen, die entweder gar nicht abgetheilt oder nur durch kleine Sanderhöhen von einander getrennt sind. Blumen oder Gemüse sieht man nirgends, eben so wenig Straßen oder Wege, und so gerieth ich in ein Labyrinth von Bäumen und Häusern ohne Ende. Ich begegnete lauter Arabern, die mich nicht verstanden, und daher auch nicht zurecht weisen konnten. So lief ich nun kreuz und quer, bis ich endlich nach langem, ermüdenden Herumirren zufällig auf mein Haus stieß. Dergleichen Unannehmlichkeiten wollte ich mich nicht öfters aussetzen, und lieber in der Stadt wohnen, wo ich ohnehin täglich seyn mußte, um eine Gelegenheit zur Reise nach Alexandrien zu suchen. Ich ließ mich daher von demselben Jungen in die Stadt zum österreichischen General-Konsul, Hrn. v. A. führen. Leider war dieser Herr für mich unbedeutende Person nicht zu sprechen, er ließ mir sagen, ich möchte einige Stunden später kommen. Dieß war für den Augenblick eine wahre Hiobspost. Die Hitze war groß, ich ohnehin zum zweitenmal in der Stadt — und nun sollte ich wieder hinaus in den glühenden Sand, um in einigen Stunden zurückzukehren. Wenn ich nicht übernatür-

liche Kraft gehabt hätte, wäre ich in dieser Lage halb untergegangen. Allein auch hier wußte ich mir glücklicher Weise zu helfen.

Ich ließ mich durch meinen kleinen Führer in das Haus führen, wo ehemals die Frau des Wirthes Battista wohnte. Bei meinem ersten Aufenthalte in Beirut hatte ich zufällig erfahren, daß in demselben Hause eine Französin wohne, die sich mit dem Unterrichte der Kinder beschäftige. Diese Französin suchte ich auf, fand sie glücklich, und nun war mir in so weit geholfen, daß ich doch mit Jemanden reden und Jemanden um Hülfe ansprechen konnte. Die Französin, ein Fräulein von ungefähr 40 Jahren, Namens Pauline Randis, war ein vortreffliches Geschöpf. Meine verhängnißvolle Lage ging ihr so zu Gemüth, daß sie mir zum einstweiligen Aufenthalte ihr eigenes Zimmer anbot. Ich sah freilich, daß auch hier noch sehr viel zu wünschen übrig blieb, denn ihre Wohnung bestand aus einem Zimmer, welches durch mehrere hohe Kästen in zwei Theile abgetheilt war; in der vorderen Abtheilung stand ein großer Tisch, um welchen vier oder fünf Mädchen saßen oder standen, die lernen sollten. Das rückwärtige Gemach machte die eigentliche Kumpelkammer aus. Da gab es denn Kisten und Körbe und Töpfe, ein altes Faß, auf welchem ein Bret lag, diente statt eines Tisches — aber meine Lage war in diesem Augenblicke zu verzweifelt, um nicht mit Freuden diese angebotene Kumpelkammer anzunehmen. Ich wanderte gleich mit meinen Jungen fort, und schon um Mittag war ich mit Sack und Pack bei meiner liebevollen Wirthin. Nun aber konnt' ich für diesen Tag auch keinen Schritt mehr machen. Meine Kräfte waren theils noch von der Reise, theils von dem heutigen Herumlaufen so erschöpft, daß ich um nichts, als um ein Lager bat, welches mir zwischen den alten Kisten und Körben auf dem Boden zu Theil ward. Ich legte mich nieder, um der mir höchst nöthigen Ruhe zu genießen.

Abends um sieben Uhr wurde die Schule geschlossen, da empfahl sich Fräulein K. und überließ mir beide Gemächer, indem sie hier nur Schule hält, und bei ihrem Bruder, dem Dr. K. wohnt.

Der Aufenthalt bei Fräulein K. war das Ärgste, was mich auf der Reise traf.

Von 8 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends waren vier oder fünf Mädchen da, die aber eher Alles thaten, als lernen. Das war den ganzen Tag ein Laufen und Springen, Lärmen und Schreien, daß man sein eigenes Wort nicht hörte. Nebst dem befanden sich in den höheren Regionen dieses Hörsaales acht Taubennester, da flatterten die Alten, die so zahm waren, daß sie einem den Bissen nicht nur vom Teller, sondern sogar vom Munde wegstahlen, beständig im Zimmer herum, so daß man sich nirgends setzen konnte, ohne vorher den Platz zu besichtigen und zu reinigen. Auf dem ebenerdigen Terrain balgte sich ein Hahn mit drei Gemahlinnen, und eine Frau Mutter Henne mit eilf hoffnungsvollen Jungen gaderten stets dazwischen. Mich wundert, daß ich nicht schielend wurde, denn ein Auge mußte stets in die Höhe und das andere in die Tiefe gerichtet seyn, um nirgends Unheil zu leiden oder anzurichten. Des Nachts war eine Hitze und ein Gestank, kaum zu ertragen, und der Hahn fing nach Mitternacht zu krähen an, als ob er dafür bezahlt würde. Ich öffnete bei Nacht das Fenster, um der Hitze und dem Geruche einen Ausweg zu verschaffen, und legte mich, wie einst der Mameluk vor Napoleons Thüre, vor das Fenster, um die mir anvertrauten Pfänder vor jedem nächtlichen Überfall zu schützen. Allein schon in der zweiten Nacht mußten ein Paar wandernde Ragen meine Gesellschaft erlauert haben; ohne viel zu deliberiren, stiegen sie ganz leise und behutsam über mich in das Gemach und fingen da ein Mordspektakel an. Ich sprang auf und verscheuchte die Mörder, und mußte mich

von nun an wieder in das Innere zurückziehen, die Fenster mit Balken verschanzen und muthig alle Leiden tragen.

Die Kost war ebenfalls sehr erquicklich. Die Schwägerin der guten Pauline sandte täglich das Mittagessen, da kam dann an einem Tage ein Fingerhut voll saffrangelb gefärbter Pilav, und den andern ein halbes Kopfstückchen von einem Fische. Fünf Tage in der Woche sollte ich fasten, und an den beiden andern hätte ich nichts zu essen bekommen. Ich kündigte also die Kost gleich auf und kochte mir täglich selbst ein gutes deutsches Gericht. Des Morgens ließ ich mir Milch bringen, um ebenfalls nach deutscher Art Milch-Kaffee zu trinken. Leider aber müssen unsere Milchpantsherinnen schon bis Syrien gedrungen seyn, denn hier bekam ich eben so wenig ächte Ziegenmilch, wie in Wien unverfälschte Kuhmilch.

Meine Bettstätte war eine alte Kiste, meine Unterhaltung und Beschäftigung — Nichtsthun. Ich hatte kein Buch zum Lesen, keinen Tisch zum Schreiben, und erhielt ich wirklich einmal Etwas zum Lesen oder versuchte ich zu schreiben, so kam der ganze Schwarm der holden Jugend und sah in mein Buch, oder auf meine Feder; da hieß es dann wohl:

Geduld, Geduld! wenn's Herz auch bricht,

Mit Gott im Himmel hab're nicht.

Habern — nun das hätte so nichts genützt, allein den Ärger konnt' ich nicht ganz unterdrücken.

Meine Freunde werden mir vergeben, daß ich meine Leiden so genau beschreibe, allein es geschieht nur, um alle Jene abzuschrecken, die etwa Lust zu solch' einer Reise hätten, und nicht reich, vornehm oder doch recht abgehärtet sind, denn ohne den Besitz wenigstens einer dieser Eigenschaften möge Jeder lieber zu Hause bleiben.

Weil ich nicht vornehm oder reich war, empfing mich der Herr Konsul das erste Mal gar nicht, obwohl gerade vor mir der Kapitän eines Dampfschiffes seine Aufwartung

abstattete. Als ich nach einigen Tagen wieder kam, ihm meine Noth klagte, und sehr deutlich zu verstehen gab, wie glücklich ich mich schätzen würde, wenn sich meiner Jemand annähme, und die Gefälligkeit hätte, mir gegen Bezahlung eine anständige Wohnung zu verschaffen, bis ich eine Gelegenheit nach Alexandrien fände; da war der Herr Konsul so gütig, zu all meinem Elend nur den Kopf zu schütteln und die trostreichen Worte zu sagen: „Ich bedaure, es ist wirklich traurig.“ Der gute Herr muß sein Gefühl beim Übersiedeln vergessen haben, sonst hätte er mich unmöglich mit ein Paar so herzlosen Floßkeln abfertigen können, um so mehr, da ich ihm ausdrücklich sagte, daß ich hinlänglich mit Geld versehen sei, um die Kosten zu tragen, daß es aber oft Lagen gäbe, wo man nebst Geld auch noch anderer Hülfe bedürfe. Kurz er erkundigte sich während meiner langen Anwesenheit in Beirut kein einziges Mal nach mir.

Während meines Aufenthaltes machte ich einen Ausflug nach der Grotte, in welcher der heil. Georg den Drachen erlegt haben soll; sie liegt rechts, unweit der Quarantaine-Anstalt. Der Ritt dahin ist wegen der schönen Ansichten sehr lohnend, an der Grotte selbst ist nichts Sehenswerthes.

Abends ging ich öfter zu einer arabischen Familie, setzte mich auf die Terrasse des Thurmes, und erfreute mich an dem herrlichen Sonnenuntergange.

In Beirut lag sehr viel Militär, ebenfalls lauter Arnauten. Sie hatten ihre Zelte vor der Stadt aufgeschlagen, die dadurch ganz das Ansehen eines Feldlagers erhielt. In vielen Städten sind keine Kasernen, und da die Soldaten in Privathäuser nicht einquartirt werden, so müssen sie auf dem Felde unter Zelten bivouaquieren.

Der Bazar ist sehr groß und ausgedehnt. Ich hatte einmal das Unglück, mich in diesen vielen Gassen zu verirren, und brauchte längere Zeit, mich wieder heraus zu finden; dabei sah ich die Menge der Handelsartikel und die Unzahl der

Kramladen; an Beiden ist nichts Merkwürdiges. Zugleich überzeugte ich mich hier abermals, daß an dem Gerede der Menschen die Hälfte unwahr ist. Man hatte mich nämlich gewarnt, nicht allein auf der Gasse, noch viel weniger aber auf den Bazar zu gehen. Ich versuchte Beides, nicht etwa einmal, sondern während meines Aufenthaltes täglich einmal, auch zweimal, und nie begegnete mir das Geringste.

Zehn ewig lange Tage saß ich schon in Beirut und noch fand sich keine Gelegenheit nach Alexandrien. Da kam Ende Juni der geschätzte Maler Sattler, dessen Bekanntschaft ich in Konstantinopel gemacht, hier an, er suchte mich auf und machte mir den Vorschlag, mit ihm, dem Grafen Berchtold und einem Franzosen Deroussseau nach Damaskus zu reisen, statt hier zu sitzen. Dieser Vorschlag war mir höchst willkommen. Ich sehnte mich nach Erlösung aus meinem Hühnerstalle. Meine Anstalten waren gleich getroffen, ich nahm nichts mit, als etwas Wäsche und einen Polster, welches auf mein Pferd gepackt wurde.

Reise von Beirut nach Damaskus, Balbeck und dem Libanon.

1. Juli 1842.

Um 1 Uhr Nachmittags waren wir alle vor dem Gasthose des Herrn Battista versammelt, und eine Stunde später saßen wir zu Pferde und eilten den Thoren der Stadt zu. Anfangs ritten wir in dem tiefen Sandmeere, das diese Stadt umgibt, bald aber gelangten wir in das schöne Thal, welches sich malerisch am Fuße des Antilibanon ausdehnt, und zogen dann auf schönen, von Pinien-Wäldern und Maulbeer-pflanzungen beschatteten Wegen, dem Vorgebirge zu.

Doch nun ging es immer steiler und gefährlicher den großartigen Antilibanon hinan, auf treppenförmigen, oft

kaum Fuß breiten, häufig durch Bächelchen und Spaltungen durchbrochenen Steigen. Es währte lange, bis ich die Furcht so ganz besiegte, um schwelgend in den Reizen dieser erhabenen, für uns Europäer so ganz ungewöhnlichen Gegenden, mich einzig und allein der Vorsicht des Pferdes zu überlassen, das sicher und fest den Fuß zwischen die über einander geworfenen Felsblöcke setzte, ohne auch nur ein einziges Mal zu straucheln, so vorsichtig und an die schlechten Wege gewohnt sind diese Thiere. Viel hatten wir über den Franzosen zu lachen, der es nicht über sich gewinnen konnte, bei besonders gefährlichen Stellen auf dem Pferde zu bleiben. Er stieg jedes Mal ab, wurde aber doch endlich des ewigen Auf- und Absteigens müde und überwand seine Furcht, besonders als er sah, daß wir uns so zuversichtlich auf die Pferde verließen und uns nur mit der Ansicht des Gebirges beschäftigten. Nie wird es möglich seyn, die unvergleichlichen Formen dieses Gebirges würdig zu beschreiben. Die riesig übereinander geschichteten Felsenkolosse schimmern in den schönsten Farben, und freundlich liegen zwischen ihnen die frischen anmuthigen Thäler und die bald einzeln auf Hügeln stehenden, bald aus dichten Oliven- und Maulbeerpflanzungen hervorblickenden Dörfer.

Die Sonne senkte sich zum Meere und warf durch die klare, reine Luft ihre letzten Strahlen auf die höchsten Zacken der mächtigen Berge. Alles vereinte sich zu einem Gemälde, das man einmal gesehen, nie vergißt.

Besonders merkwürdig ist das Farbenspiel der Felsenmassen; es umfaßt nicht nur alle Hauptfarben, sondern auch alle Abstufungen derselben, ja sogar ein Gemisch davon, wie z. B. Violett, Blaugrün u. s. f. Manche Felsen waren mit einem Roth belegt, wie Zinnober; an einigen Stellen fanden wir kleine Schichten von reinem Schwefel, und so gab es immer etwas Schönes, etwas Fremdartiges zu sehen. Die fünf Stunden, in welchen wir von Beirut bis zum Dorfe El-

hemsin ritten, wo wir übernachteten, vergingen uns wie Augenblicke. Der Chan bei Elhemsin war schon von einer Karawane besetzt, welche Früchte und Waaren von Damask brachte, und so blieb uns nichts übrig, als unser Zelt aufzuschlagen, und darunter zu kampiren.

2. Juli 1842.

Die Morgensonne fand uns zum Aufbruche bereit, und bald erreichten wir eine Anhöhe, von der wir eine entzückende Aussicht genossen. Vor uns stiegen die hohen, stellenweise mit Schnee bedeckten Rücken des Antilibanon und des Libanon empor, und hinten senkte sich das Gebirge, bedeckt von Weinpflanzungen, Oliven und Pinienwäldern, hinab zu dem Gestade des Meeres. Wir standen so hoch, daß die Wolken, die über dem Meere und der Stadt Beirut schwebten, tief unter uns lagen, und uns den Anblick von Beirut entzogen.

Weinpflanzungen sind auf diesen Gebirgen sehr häufig, doch ranken sich die Reben weder an Bäumen hin, wie in Italien, noch sind sie an Stöcken befestigt, wie bei uns in Oesterreich, sondern beinahe wild wachsend erheben sie sich etwas vom Stamme und senken sich dann wieder zur Erde. Der Wein dieser Gebirge ist vortrefflich, etwas süß, sehr feurig und von goldgelber Farbe.

Wir zogen immer noch aufwärts, wenig belästigt von Hitze, doch einen gefährlichen, wirklich schaudererregenden Weg über Felsen und Klippen an furchtbaren Abgründen vorüber.

Unsere lebernen Flaschen waren hier für uns nutzlos, denn an Wasser hatten wir keinen Mangel; aus jeder Felsenspalte quoll eine reine, krysthelle Wasserfluth hervor, in der sich wunderbar die in den schönsten Farben schimmernden Steinmassen spiegelten.

Nach einem fünfstündigen, äußerst beschwerlichen Ritte gelangten wir endlich auf den Rücken des Antilibanon, wo

wir einen Chan fanden, und uns eine Stunde Ruhe gönnten. Dieser Punkt bietet einen schönen Anblick. Die beiden höchsten Bergrücken des Libanon und Antilibanon bilden hier ein Thal, bei drei Stunden lang und fünf bis sechs Stunden breit. Unser Weg zog sich über den Bergrücken hinab, und mehrere Stunden in dieser malerisch gelegenen Ebene fort, bis zu dem Dorfe Maschdalanscher, in dessen Nähe unsere Zelte aufgeschlagen wurden.

Selten wohl mag eine Europäerin in diese Gegenden kommen, ich mußte daher den Eingeborenen ein ungewöhnlicher Anblick sein. Deshalb kamen auch an jedem Orte, wo wir anhielten, viele Weiber und Kinder zu mir, betrachteten mich von allen Seiten, betasteten meine Kleider, setzten meinen Strohhut auf, und sprachen oder deuteten beständig mit mir. Hatten sie zufällig etwas Eßbares, wie Gurken, Früchte oder sonst etwas bei sich, so ermangelten sie nie, mir selbes mit der größten Gutmüthigkeit anzubieten, und immer machte es ihnen Freude, wenn ich etwas davon nahm. An dem heutigen Abende versammelten sich ebenfalls mehrere um mich, wobei ich Gelegenheit hatte, mir die Tracht dieses Gebirgsvolkes genauer zu besehen, welche, den Kopfsputz ausgenommen, dieselbe ist, wie in Palästina und überhaupt in ganz Syrien; die Weiber tragen blaue Hemden, die Männer weiße Hemden, weite Beinkleider und eine Binde, manchmal auch noch einen Spencer; die Wohlhabenden sogar Kaftane und Turbane. Der Kopfsputz der Weiber ist höchst originell, aber er kleidet nicht besonders. Sie tragen nämlich vorne über der Stirne ein mehr als schuhlanges, blechernes Horn, schlagen darüber ein weißes Tuch, das rückwärts zusammengeheftet wird, und in Falten hinabhängt. So kleiden sich jedoch nur die Wohlhabenden, deren man wenig genug sieht. Die Ärmeren haben ein bedeutend kleineres Horn und meistens sehr schmutzige Tücher darüber geschlagen. Bei der Feldarbeit legen sie es gewöhnlich ab, weil

es sie im Tragen der Lasten auf dem Kopfe hindern würde. Die reichen Gebirgsbewohner, Männer und Weiber, kleiden sich orientalisches, jedoch behalten die Weiber das Horn bei, welches dann von Silber ist.

Das Dorf Maschdalanscher besteht aus Lehmhütten, die mit Stroh gedeckt sind. Ich sah viele Ziegen, auch Hornvieh und ziemlich viel Vorrath von Getreide, welches aufgethürmt vor den Hütten lag.

Man sagte uns, die Reise durch die Gebirge der Drusen und Maroniten sei höchst unsicher, und rieth uns daher, eine Eskorte mit zu nehmen; da wir aber beinahe alle Stunden Karavanen begegneten, fanden wir eine solche Vorsicht ganz unnöthig, und gelangten auch glücklich ohne den geringsten Unfall nach Damask.

3. Juli 1842.

Diesen Morgen hatten wir durch zwei Stunden einen höchst angenehmen und ziemlich guten Weg, bis wir an eine Felschlucht gelangten, die uns kaum den Eingang zu gestatten schien. Immer enger und enger traten die Felsenmassen zusammen, und wir zogen auf schmalen Pfaden an einem ausgetrockneten Strombette über Steingerölle fort. Kaum fanden wir oft Raum genug, den uns entgegen kommenden Karavanen auszuweichen. Dachten wir einen solchen Engpaß mit Mühe überstanden zu haben und ins Freie zu gelangen, gleich wurden wir wieder in eine noch traurigere und ödere Schlucht verschlagen. So ging es einige Stunden fort, bis die Felsmassen zu Sandbergen wurden, und jede Vegetation gänzlich verschwand. Da erklimmten wir die letzte Höhe, und Damask, die „vielgepriesene Stadt des Orients“, lag vor uns.

Überraschend ist ihr Anblick allerdings, wenn man, heraustretend aus den unwirthbaren Felsen und Sandgebirgen, zu seinen Füßen ein üppig großes Thal ausgebreitet sieht, das durch sein frisches Grün den seltsamsten Gegensatz zu seiner öden Umgebung bildet, und in der Mitte dieses Thales, ein-

gefaßt von Gärten und zahllosen Bäumen, die lang gedehnte Stadt mit den freundlichen Moscheen und den schlanken, hoch empor ragenden Minarets; doch so entzückend schön, um mit manchem Reisenden ausrufen zu können: „Dies ist der schönste Punkt auf Erden!“ fand ich ihn bei weitem nicht.

Die Ebene, in der Damask liegt, zieht sich am Fuße des Antilibanon fort bis zu dem Berge Scheikh, und ist auf drey Seiten von Gebirgen, aber von den ödesten, die man sich vorstellen kann, von lauter Sandgebirgen umgeben. Auf der vierten Seite verläuft sich die Ebene in die Sandwüste. So reich dieß Thal an Wasser ist, da von allen Bergen Quellen herabströmen, deren man aber von unserm Standpunkte aus keine einzige sah, so hat sie doch keinen Strom. Das Wasser kommt und verschwindet unter dem Sande, nur zunächst der Stadt und in derselben entfaltet es seinen Reichthum.

Noch hatten wir von dem Hügel, wo wir Damask zuerst erblickten, eine gute Stunde bis an die Pflanzungen. Diese bestehen aus großen Gärten von Mischmisch-, Nuß-, Granatäpfel-, Drangen- und Citronenbäumen, mit Lehmwänden eingesäumt, von breiten, langen Straßen durchzogen und von rauschenden Quellen erfrischt. Lange ritten wir in dem Schatten dieser fruchtspendenden Wälder, bis wir durch ein großes Thor die Stadt betraten. Unsere begeisterte Erwartung von der vielbesungenen Götterstadt wurde bei jedem Schritte bedeutend herabgestimmt.

Die Häuser sind durchgängig aus Lehm und Erde, und unzählige garstige Erker von Holz, so wie auch dergleichen Gitter vor den Fenstern, geben dem Ganzen ein widerliches, beengendes Ansehen. Damask ist durch die Thore, die bald nach Sonnenuntergang geschlossen werden, in viele Stadttheile geschieden. Durch viele solche Thore, so wie auch durch den längsten Theil des Bazars mußten wir wandern, um an das Franziskaner-Kloster zu gelangen.

Wir hatten an dem heutigen Tage einen Weg von elf Stunden bei einer Hitze von 35 — 36 Grad R. zurück gelegt und durch den glühend heißen Wind, der noch dazu feinen Sand mit sich führte, unendlich viel gelitten. Unsere Gesichter waren so verbrannt, daß wir uns füglich für Abkömmlinge von Beduinen hätten ausgeben können. Diesen einzigen Tag fühlten wir auch unsere Augen ein Bißchen angegriffen.

Obwohl wir sehr ermüdet im Kloster ankamen, so hatten wir doch nichts Eiligeres zu thun, als den Staub abzuschütteln, die brennenden Augen zu waschen, und zum französischen und englischen Konsul zu eilen, so begierig waren wir, die viel gerühmten Schönheiten des Innern dieser Lehmhütten zu sehen.

Durch eine niedere Thür traten wir in einen Gang, aus diesem in einen großen Hof und da war es, als ob wir wie mit einem Zauberschlage auf den Schauplatz eines jener phantasiereichen Märchen der „tausend und Einen Nacht“ versetzt würden: alle Pracht des Morgenlandes lag vor unseren trunkenen Blicken. In der Mitte des mit großen Steinplatten belegten Hofes war ein großes Wasserbassin mit einem Springbrunnen angebracht, das eine angenehme Kühle verbreitete. Drangen- und Citronenbäume neigten ihre goldenen Früchte zur kristallreinen Flut, und an den Seiten liefen Blumenbeete mit wohlduftenden Rosetten, Balsaminen, Rosen, Oleander u. s. w. bis zu den Stufen, welche in den Empfangssaal führten. Alles schien aufgeboten, dieses große, hochgewölbte, dem Hofe zu halb offene Gemach glänzend und herrlich auszuschnücken. Schwellende Divans mit den reichsten Stoffen überzogen, liefen rings an den Wänden, die reich und kunstvoll mit Spiegeln, geschnitten und gemahlten Arabesken mit Mosaik-Arbeiten und Vergoldungen geziert, eine nie geahnte Pracht entfalteten. Im Vordergrund dieses Zaubergemaches sprudelte ein Wasserstrahl in ein Marmor-

beden. Der Boden war ebenfalls mit Marmor, der in verschiedenen Farben die schönsten Zeichnungen bildete, belegt, und über das Ganze jener Zauber des Geschmacks hingehaucht, der den Orientalen so eigen ist, und der dem Reichen, Prächtigen auch den Reiz des Anmuthigen zugesellt. Die Gemächer, wo die Frauen sich aufhalten, und ihre vertrauteren Besuche empfangen, sind ähnlicher Art, wie das eben beschriebene, doch etwas kleiner, nicht so reich ausgestattet und vorne ganz offen. Die übrigen Zimmer liegen gleichfalls um den Hof, zwar einfach aber freundlich und bequem eingerichtet.

Wie wir es in diesen Häusern fanden, eben so sieht es in jenen der Orientalen aus, nur laufen die Eingänge der Frauengemächer in einen andern Hof, als jene der Männer.

Nachdem wir Alles zu Genüge besehen und bewundert hatten, kehrten wir in unser gastliches Kloster zurück. Diesen Abend bewirtheten uns die geistlichen Herren. Eine ziemlich gute Mahlzeit nebst Wein und gutem Brote gab uns zum Theil die verlornen Kräfte wieder.

In Beirut machte man uns ordentlich bange vor der Unzahl gewisser kriechender Thierchen, die sich gerne in jede Fuge der Bettstellen einnisten, so daß ich mich nur mit Überwindung und Abscheu zur Ruhe begab, aber unbelästigt verging diese und die folgende Nacht.

4. Juli 1842.

Damask ist eine der ältesten Städte des Orients, und doch sieht man keine Ruinen, ein Beweis, daß nie großartige Gebäude existirten, und daß an den Stellen der unbrauchbar gewordenen alten, gleich wieder neue erstanden.

Wir besuchten heute den Sitz alles Reichthums, den großen Bazar. Er ist größtentheils gedeckt, aber nur mit Strohmatte oder Balken. Zu beyden Seiten sind hölzerne Buden an einander gereiht, die alle möglichen Artikel enthalten, vorzüglich aber Eßwaaren, deren Wohlfeilheit wirklich

beispiellos genannt werden kann. Ganz besonders schmacht-
haft fanden wir die Mischmisch.

Die kostbaren und werthvollen Waaren werden, wie in Konstantinopel, nicht ausgestellt, diese muß man in den verschlossenen Magazinen suchen. Die Buden gleichen ärmlichen Kramläden, der Kaufmann sitzt in der Mitte seines Waarenlagers. Wir durchschnitten den Bazar nur flüchtig, um bald zur großen Moschee zu gelangen, welche im Mittelpunkt desselben liegt. Da wir aber nicht einmal ihren Vorhof, viel weniger sie selbst betreten durften, so mußten wir uns begnügen, die großmächtigen Portale anzustäunen, und nur ganz verstohlene Blicke in den Vorhof hinein zu werfen. Diese Moschee war ursprünglich eine christliche Kirche, in ihr soll der heil. Georg enthauptet worden sein.

Ausgezeichnet schön ist der Chan, ebenfalls in der Mitte des Bazars. Er soll der schönste im ganzen Oriente seyn. Das hohe kühn gewölbte Portal ist mit Marmor belegt und mit schönen Sculptur-Arbeiten verziert. Das Innere bildet eine großartige Rotunde, um welche in den höhern Räumen abgetheilte und mit Schreibtischen für die Kaufleute versehene Gallerien laufen, während unten in den Hallen die Waaren in Kisten und Ballen aufgeschichtet liegen, und an den Seiten die Gemächer für die reisenden Kaufleute angebracht sind. Boden und Wände sind größtentheils mit Marmor belegt.

Überhaupt scheint man in Damask den Marmor sehr zu schätzen. Alles, was für schön und kostbar gilt, ist entweder aus reinem Marmor, oder doch zum Theil mit dieser Steinart ausgelegt. So ist ein niedlicher Springbrunnen auf einem kleinen Plaze am Bazar aus Marmor aufgeführt, und ein Kaffeehaus gegenüber dieser Fontaine, das größte und besuchteste, mit einigen kleinen Marmorsäulen geziert. Doch alle diese Gebäude, selbst das große Badhaus nicht ausgenommen, würden nicht halb so gerühmt und betrachtet werden, wenn sie in einer bessern Umgebung ständen. So aber

glänzen sie freilich aus den Lehmhütten und Lehmhäusern Damask's hervor.

Nachmittags besuchten wir die Grotte des heil. Paulus, die gleich außerhalb der Stadt liegt. An der Stadtmauer zeigte man uns die Stelle, wo dieser Heilige zu Pferde über die Stadtmauer sprang, unbeschädigt den Boden erreichte, und sich vor seinen Feinden in diese nahe Grotte flüchtete, deren Eingang sich hinter ihm geschlossen, und erst, als die Verfolgung nachgelassen, wieder geöffnet haben soll. Jetzt ist von dieser Grotte nichts mehr zu sehen, als ein unbedeutender steinerner Bogen, gleich einer Brücke gespannt. Grabmäler neuerer Zeit, aus gemauerten, mit großen Steinplatten bedeckten Gewölben sieht man viele in der Nähe dieser Grotte.

Wir statteten noch mehrere Besuche ab. Überall fanden wir dieselbe innere Pracht und Eintheilung, nur in einem Hause mehr, in dem andern minder. Überall wurde mit Kaffee, Scherbet und Nargilé aufgewartet, und in den Wohnungen der Türken ein langweiliges Gespräch durch den Dolmetsch geführt.

Eigentliche Spaziergänge oder Belustigungsorte gibt es hier nicht. Die Zahl der Franken ist zu unbedeutend, als daß sie für sich einen Ort des gemeinsamen Vergnügens schaffen könnten, und der Türke fühlt ein solches Bedürfnis gar nicht. Er schlendert höchstens vom Bade in das Kaffeehaus, tödtet da in gedankenlosem Hinstieren seine Zeit, raucht dabei aus der langen Wasserpfeife und schlürft Kaffee dazu. Die Kaffeehäuser, obwohl sie im ganzen Oriente die am meisten besuchten öffentlichen Orte sind, gleichen überall wahren Baraken. Sie sind durchgängig klein und meist nur von Holz aufgeführt.

Die Tracht der Bewohner von Damaskus ist die gewöhnliche orientalische, doch in keiner Stadt sah ich die Leute durchgehends so gut gekleidet wie hier. Die Frauen gehen

theils verschleiert, theils auch mit unbedecktem Gesichte. Ich sah recht hübsche Physiognomien unter ihnen, aber ganz besonders viele schöne Kindergesichtchen lächeln Einem von allen Seiten neugierig entgegen.

In Beziehung auf ihre Religion müssen sie sehr fanatisch und überhaupt auch den Fremdlingen nicht gewogen seyn. So wollte z. B. der Maler S. den Chan, den Springbrunnen und einige andere interessante Gegenstände oder Ansichten abzeichnen. Er setzte sich zu diesem Zwecke vor das große Kaffeehaus, um den Anfang mit dem Springbrunnen zu machen. Doch kaum hatte er die Mappe aufgerollt, und die Zeichnung halb entworfen, als sich eine Schaar Neugieriger um ihn gruppirt, und als sie seine Absicht gewahrten, ihn auf alle mögliche Art zu stören suchten. Erst stießen sie die ihm zunächst stehenden Kinder gegen ihn, daß er jeden Augenblick einen Stoß bekam und im Zeichnen gehindert wurde. Als er dessen ungeachtet fortarbeitete, stellten sich mehrere Türken knapp vor ihm hin, um ihn der Ansicht des Springbrunnens zu berauben. Als Herr S. noch immer nicht den Platz räumte, fingen sie an nach ihm zu spucken. Nun war es höchste Zeit sich zurück zu ziehen. Herr S. packte eilig zusammen, um nach Hause zu eilen. Da brach dann die volle Wuth des gemeinen Haufens aus. Man verfolgte ihn mit lärmenden Geschrei, ja einige warfen sogar mit Steinen nach ihm. Glücklicherweise erreichte er dennoch unbeschädigt unser Asyl, das Kloster.

Während Herr S. in Konstantinopel, Brussa, Ephesus und mehreren andern Städten des Morgenlandes ungehindert zeichnen konnte, mußte er sich hier flüchten. So ist das hiesige, nach den Berichten mancher Reisenden gastfreundliche, gefällige Volk beschaffen.

Des folgenden Morgens mit Sonnenaufgang begab sich Herr S. auf die Terrasse des Klosters, um eine Ansicht der Stadt aufzunehmen. Auch hier ward er entdeckt, zum Glück

aber erst nach einigen Stunden, als er seine Arbeit schon geendet hatte, so daß er gleich beim ersten Steinwurfe ganz ruhig das Feld räumen konnte.

5. Juli 1842.

Wir trafen hier den Grafen Zichy, welcher mit seiner Dienerschaft einige Tage vor uns angekommen war, und heute die Reise nach Balbeck fortsetzen wollte.

Graf Z. hatte eigentlich im Sinne, von hier einen Ausflug nach der weltberühmten Stadt Palmyra zu machen, eine Reise, die hin und zurück zehn Tage erfordert hätte. Er ersuchte den Pascha, ihm zu diesem Endzwecke eine sichere Eskorte zu geben. Sie wurde ihm aber versagt mit dem Bemerkten, daß er, nämlich der Pascha, schon seit einigen Jahren Niemanden mehr die Erlaubniß zu dieser gefährvollen Reise erteilt, da bisher noch alle Reisenden von den herumstreifenden Beduinen ausgeplündert und wohl gar gemordet worden seien; eine so große Eskorte aber, die stark genug wäre, allen Angriffen siegreich zu widerstehen, vermöge er nicht zu geben. Nach dieser abschlägigen Antwort wandte sich Graf Z. an einige Häuptlinge der Beduinen, die ebenfalls keine sichere Reise verbürgen konnten und dennoch 6000 Piafter für die Begleitung forderten. Nun mußte wohl dieser Reise entsagt und dafür nach Balbeck und über die Höhen des Libanon zu den Cedern gegangen werden.

Wir zogen nun in Gesellschaft des Grafen Z. um die Mittagsstunde, bei einer Hitze von 40 Grad R. aus den Mauern von Damascus. Unser Zug bekam dießmal ein gar stattliches Ansehen durch die Ehrengarde, welche der Pascha dem Grafen Z. bis nach Balbeck mitgab, um ihm als Verwandten des Fürsten M. seine Hochachtung zu bezeigen.

Anfangs führte uns der Weg über einen Theil des Bazars, dann gelangten wir auf eine große herrliche Straße, welche die ganze Stadt durchschneiden und über eine deutsche

Meile lang seyn soll. Sie ist so breit, daß bequem drei Wagen neben einander fahren könnten, ohne die Fußgeher zu belästigen. Nur Schade, daß diese Straße, gewiß die schönste im ganzen türkischen Reiche, so unbenützt bleibt, denn Wagen gibt es hier eben so wenig, wie im übrigen Syrien.

Raum verläßt man diese Bahn, so reitet man neben Gärten und Wiesen fort, zwischen welchen hin und wieder Sommerfize der Städter liegen. Auch auf dieser Seite strömen Bäche die Wege entlang, und bewässern die üppigen Rasenteppiche und Haine. Wir überschritten den größten der Flüsse, den Barada, (der aber nicht so breit und wasserreich ist, wie der Jordan) auf einer ganz einfach gemauerten Brücke.

Doch auch diese schönen Bilder lagen uns bald im Rücken und unsere Straße führte in die traurige Wüste. Wir zogen an mehreren Santons-Gräbern vorüber, deren viele zerstreut auf den Sandebenen und Sandhügeln herumliegen. Auf der Spitze einer der Berge wies man uns ein kleines Denkmal, es sollte das Grab Abrahams bezeichnen. — Stundenlang ritten wir nun fort über Flächen, Berge und Hügel von Sand und lockerem Gestein, — und so ermüdend der Tag unserer Ankunft zu Damask war, eben so beschwerlich war auch der heutige. Vor zwölf Uhr Mittags bis ungefähr fünf Uhr Abends ging es immer fort in dieser Wüstenei; wir litten unaussprechlich von der Hitze. — Nun aber hörte die Wüste auf, und plötzlich entfaltete sich vor unsern Augen ein Bild, so schön, so großartig, daß wir uns in die romantischen Gegenden der Schweiz versetzt glaubten. Ein Thal mit allen Reizen einer herrlichen Natur geschmückt, umsäumt von gigantischen, wunderbar geformten Felsmassen, breitete sich vor uns aus. Stürmisch brauste ein Wildbach von Fels zu Fels und brach sich schäumend an gewaltigen Blöcken, die sich einst von der Höhe losgerissen, und hier auf ewig ihr Grab gefunden haben. Eine natürliche Felsbrücke führte über die

tosende Flut. Manch freundliche Hütte, deren Bewohner neugierig und halb verborgen, vor der Hausflur auf uns seltene Gäste blickten, lag zwischen den Felswänden. So ging es fort, Thal reihte sich an Thal, und das uns stets begleitende Flößchen führte uns an Dörfern und Gärten, an himmlisch schönen Gegenden vorüber, auf herrlichen Pfaden nach dem großen Dorfe Zabdeni, wo wir nach einem unausgesetzten Ritt von zehnthalb Stunden endlich Halt machten.

Die Eskorte, welche uns begleitete, bestand aus zwölf Mann, einem Ober- und Unteroffizier. Oft boten sie einen malerischen Anblick, wenn sie, uns zum Vergnügen, auf ebenen Wegen kleine Evolutionen ausführten, ihre behenden Pferde tummelten, sich gegenseitig angriffen, dann die Einen flohen, und die Andern sie als Sieger verfolgten.

Der Charakter dieser Naturmenschen ist im Ganzen recht gemüthlich. Freundlich und gefällig betrugen sie sich gegen uns, sie brachten uns Früchte und Wasser, so oft sie selbe erlangen konnten, sie führten uns sorgfältig die besten Wege, und zeigten eine Aufmerksamkeit, trotz Europäern. Nur der Begriff von Mein und Dein scheint ihnen nicht immer deutlich zu seyn. So z. B. kamen wir an Feldern vorüber, auf welcher eine Pflanze wuchs, die in verkleinertem Maßstabe ganz unseren Erbsen glich. An jeder Pflanze befanden sich mehrere Schoten, jede derselben enthielt zwei Erbsen. Unsere Begleiter eigneten sich eine tüchtige Portion davon zu, speisten diese Frucht mit besonderem Vergnügen, und theilten auch uns ihre Beute mit wahrer Herzlichkeit mit. Ich fand diese Erbsen nicht so zart und schmackhaft, wie die unsrigen, und gab sie dem Soldaten, der sie mir gegeben hatte, mit dem Bedeuten zurück, daß ich lieber Mischmisch haben möchte. Sogleich sprengte er davon, nach einer Weile kam er wieder und brachte mir eine ganze Ladung Mischmisch und kleine Äpfel, die er vermuthlich auch aus einem der nächsten Gärten auf ewige Zeiten geborgt hatte. Ich führe dergleichen

chen Kleinigkeiten an, weil sie mir Charakteristisch scheinen. Herr S. hätte in Damascus bald das Schicksal des heil. Stephan gehabt, weil er einige Skizzen entwerfen wollte, und bei andern Gelegenheiten sind diese Menschen wieder so gut und herzlich.

In diesen Gegenden herrscht ein ungemeiner Reichthum an Obst und ganz vorzüglich an Mischmisch oder Aprikosen. Die schönen darunter werden gedörret, die überreifen und halb verfaulten in großen Kesseln zu einer Salse gekocht, die dann ungefähr eine Linie dick, auf lange glatte Breter gestrichen, und in der Sonne getrocknet wird. Diese Flecken, die wie grobes braunes Leder aussehen, werden dann zusammen gelegt, und bilden nebst dem gedörreten Mischmisch starke Handelsartikel, welche weit und breit verführt werden. In Konstantinopel, ja sogar in Serbien sah ich solche Flecken, die aus diesen Gegenden kommen.

Die Türken nehmen diese getrocknete Salse besonders gern auf Reisen mit. Sie schneiden sie dann in kleine Stücke, geben dieselben in eine Schale Wasser, lassen sie durch mehrere Stunden aufweichen, und genießen dann dieses wirklich sehr gute, aromatisch schmeckende Getränk mit etwas Brot.

Von Damascus bis Balbeck hat man 18 Stunden zu reiten. Graf J. wollte des folgenden Tages um Mittag schon in Balbeck seyn; es wurde uns daher nur eine kurze Frist zur Nachtruhe vergönnt.

Die Nacht war so mild und schön, daß wir der Zelte ganz entbehren konnten und unser Lager am Ufer eines Bächleins, unter einem großen Baum aufschlugen. Lange floh uns der Schlaf, denn unserm Lager gegenüber war ein Kaffeeschank, vor welchem es bis tief in die Nacht hinein äußerst lebhaft zuging. Kleine Karavanen trafen ein, andere zogen wieder fort, und so gab es keine Ruhe. Erst in später Stunde wiegte uns die große Ermüdung in sanften Schlummer, aus

dem wir jedoch schon nach einigen Stunden aufgeschreckt wurden, um unsere angestrengte Reise fortzusetzen.

6. Juli 1842.

Wir ritten acht Stunden unausgesetzt, abwechselnd in schönen Thälern, dann wieder durch fahle, einförmige Gegenden, zwischen und auf den Höhen des Antilibanons. Um die Mittagsstunde erreichten wir den letzten Hügel, und

Heliopolis (Balbeck),

die Sonnenstadt, lag vor uns.

Wir traten in ein Thal, welches von den höchsten schneebedeckten Bergen des Libanon und Antilibanon eingefasst wird, es ist bis über drei Stunden breit und sechs bis acht Stunden lang, und gehört zu Colesyrien. Viele Reisende rühmen es als eines der schönsten in Syrien.

Den Namen des „merkwürdigsten“ Thales verdiente es mit Recht, denn solche erhabene Reste des Alterthums, wie hier, sind nur noch in Palmyra und Theben zu finden, die Bezeichnung: „des schönsten“ kommt ihm jedoch meiner Meinung nach nicht zu. Die Gebirge rings umher sind fahl und öde. Die unermessliche Ebene ist spärlich bebaut und noch spärlicher bevölkert. Außer der, auf den alten Trümmern neu erstandenen Stadt Balbeck sieht man weder Dörfer noch Hütten. Das Getreide, welches wir noch stückweise auf dem Felde sahen, stand schütter und niedrig. Die Flußbette waren ausgetrocknet, das Gras verdorrt. Nur der Anblick der großartigen Ruinen, deren man so gleich ansichtig wird, wenn man die Spitze des letzten Berges erstiegen hat, entschädigte uns, aber auch nur zum Theile, weil wir nicht halb so viel sahen, als wir vermutheten.

Steinige Pfade führten uns an mehreren Steinbrüchen vorüber, den Ruinen zu. Wir stiegen schon bei den Steinbrüchen von den Pferden, um jene in der Nähe zu betrachten,

In den rechtsseitigen liegt ein Felsenkoloß, von allen Seiten gehörig behauen und bearbeitet, der 60 Schuh in der Länge, 18 in der Breite, und 13 im Durchmesser hat. Vermuthlich war er für die Cyclopen-Mauer bestimmt, welche die Sonnentempel umgibt, denn wir sahen später in derselben einige solche Felsenkolosse, von gleicher Größe und Breite. Ein anderer Steinbruch, auf der linken Seite des Weges, zeichnete sich durch mehrere Grotten und ziemlich hübsch gruppirte Felsentrümmer aus.

Wir hatten unsere Pferde nach dem Kloster geschickt, und schritten eilig den Ruinen der Tempel zu. Am Fuße einer kleinen Anhöhe zog sich eine Mauer hoch und riesig, zusammengesetzt aus den kolossalsten Felsenmassen, die durch ihre Schwere auf einander lasten und nicht mit Mörtel verbunden zu seyn scheinen. Drei Steine darunter waren genau so groß wie jener, den wir im Steinbruche sahen. Viele mochten an 30, auch 40 Schuh lang und verhältnißmäßig breit und hoch seyn. Dieß ist die Cyclopen-Mauer, die den Hügel umschließt, auf welchem die Sonnentempel stehen. Ein beschwerlicher Weg über aufgehäufte Marmorstücke, Felsentrümmer und Schutt dient als natürliches Bollwerk gegen den Zugang von Pferden und Kameelen, sonst wären auch diese Göttersitze der Heiden in schmutzige Ställe umgewandelt worden.

Dieß Bollwerk überstiegen, und Überraschung, Entzücken und Bewunderung hemmten unsere Schritte. Immer riefen wir uns zu: „Haben Sie dieß betrachtet? Jenes nicht übersehen? Hier müssen wir weilen! Nein, dort, dorthin! Ach sehen Sie nicht die Schätze, die sich uns dort entfalten?“ u. s. w. Im ersten Momente flogen unsere Blicke unstät umher, wir konnten sie nirgends festhalten, zu viel des Schönen lag vor uns: die erhabendste Bauart, der kühnste Schwung in den Wölbungen, welche sich auf die höchsten Säulen stützen; die strengste Richtigkeit in Allem, verbun-

den mit der elegantesten Pracht, mit dem zauberhaftesten Geschmacke.

Anfangs durchflogen wir Alles höchst eilfertig, es drängte uns immer fort und fort, wir wollten das Ganze mit einem Blicke umfassen. — Dann fingen wir erst den zweiten und bedächtigeren Cours an.

Man kommt in einen großen Hof, Marmorstücke, Säulenfragmente, deren einige noch auf schön gearbeiteten Epistyls ruhen, bieten sich dem Auge dar. Fast alles ist hier zerfallen, voll Schutt und Trümmer, aber großartig und erhaben. Nun geht es in einen zweiten, größeren Hof der über 200 Schritte lang und über 100 Schritte breit sein mag. Ringsum laufen Nischen, in Marmor gehauen, mit den niedrigsten Arabesken geziert, in welchen vermuthlich die Statuen der zahlreichen Götter standen. Hinter den Nischen befanden sich kleine Zellen, die Aufenthaltsorte der Priester. Im Vordergrund oben stehen die sechs korinthischen Säulen, die einzelnen Überreste des großen Sonnentempels. Diese sechs Säulen, die allen Stürmen der Zeit, Verwüstungen und Erderschütterungen trogten, sollen die schönsten und größten der Welt seyn. Bei 70 Fuß hoch, jede Säule ein Felsenkolos, gearbeitet in dem höchsten Ebenmaße, ein Meisterstück alter Architektur, ruhen sie auf Postamenten von 27 Fuß Höhe, überragen die Cyclopen-Mauer und blicken ernst und kühn in die weite Ferne, gigantische Zeugen des grauen Alterthums.

Wie groß dieser Tempel gewesen seyn muß, zeigen die noch übrigen Postamente, deren Säulen zusammengestürzt und verwittert in Trümmern umher liegen. Ich zählte zwanzig in der Länge, zehn in der Breite.

Der kleinere Tempel, von welchem der große durch eine Mauer abgesondert ist, liegt tiefer, war dadurch mehr vor Wind und Wetter geschützt und ist auch besser erhalten. Eine gedeckte Halle, ruhend auf Säulen von 50 Fuß Höhe, führt um ihn herum. Bildnisse von Göttern oder Helden, kunst-

reich in Marmor ausgehauen und von Arabesken umgeben, zieren die mächtige Wölbung dieses Korridors. Die Säulen sind aus drei Stücken zusammen gefügt, die mit einer so unglaublichen Festigkeit in einanderhalten, daß, als bei dem letzten Erdbeben eine derselben von dem hohen Piedestale herabstürzte, sie nicht aus einander brach, sondern sich mit der Spitze in die Erde senkte und unbeschädigt in ihrer ganzen Größe an dem Hügel lehnt.

Aus dieser Halle tritt man durch das großartigste Portal in das Innere des kleinen Heiligthums. Ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen überschattet den obern Theil der 20 Fuß weiten und 30 Fuß hohen Pforte. Die beiden Seiten sind mit kleinen niedlichen Figürchen geschmückt, um welche sich Blumen, Früchte, Kornähren und Arabesken in geschmackvollster Zeichnung schlängeln. Dieses Portal ist sehr gut erhalten, bis auf den Mittelstein, der stark aus seiner Lage gesunken, drohend über dem Eingange schwebt und den Eintretenden mit Angst und Grauen erfüllt. Doch unversehrt kamen wir hinein und zurück, und noch gar Viele werden nach uns kommen und gleich uns unbeschädigt unter diesem hängenden Stein durchwandeln. Verwesung wird unser Loos seyn, während jener schwebende Stein noch manche Generation an sich vorüber ziehen sehen wird.

Dieser kleine Tempel würde, wenn er nicht neben dem großen stände, schwerlich klein erscheinen. Auf der einen Seite stehen jetzt noch neun, auf der andern sechs vollkommen gut erhaltene Säulen, außerdem noch viele Postamente, von welchen die Säulen herabgestürzt sind. Wände und Nischen, kurz Alles, was man sieht, ist von Marmor und mit Sculptur-Arbeiten aller Art reich verziert. Das Heiligthum der Sonne ist durch eine Reihe von Säulen, von welchen aber nur wenige mehr stehen, vom Schiffe des Tempels getrennt.

So viel man nach den Ruinen beider Tempel beurtheilen kann, müssen sie mit verschwenderischer Pracht ausgestattet

gewesen seyn. Die kostbarsten Statuen und Bilder, gemeinlich in den marmorartigen Stein, müssen die Nischen und Räume gefüllt haben, denn die Überreste der geschmackvollen Verzierungen und Arabesken deuten auf den üppigsten Luxus. Der einzige Fehler an ihnen mag Überladung gewesen seyn.

Unter diesen Tempel führt ein 250 Schritt langer, 30 Fuß breiter und im Verhältnisse hoch gewölbter Gang durch. In der Mitte desselben, an der Decke, ist ein kolossaler Kopf in den Felsen gehauen, wahrscheinlich das Denkmal eines Helden der Vorzeit. Jetzt wird dieser Ort als Stall für Pferde oder Kameele benutzt!

Die ganze Anhöhe, worauf diese Ruinen stehen, umfließt das kleine Bächelchen Litany.

Man hatte uns schon in Damask gewarnt, in diesen Ruinen nicht allein herumzustreifen; allein unsere Wissbegierde war so groß, daß wir auf Warnung, Furcht und Alles vergaßen und ohne den geringsten Schutz hineilten. Wir hielten uns mehrere Stunden da selbst auf, durchkrochen jeden Winkel, und stießen auf Niemand, außer einigen Neugierigen, die uns Franken in Augenschein nehmen wollten. Herr S. ging sogar des Abends ganz allein in den Ruinen herum, und ihm begegnete ebenfalls kein Abenteuer.

Ich möchte beinahe glauben, daß manche Reisende Raubanfälle und gefährvolle Begebenheiten, die sie nicht erlebt haben, bloß deshalb beschreiben, um ihren Erzählungen mehr Interesse zu verleihen. Ich machte eine große Reise, mitunter durch sehr unsichere Gegenden, oft ganz allein mit einem arabischen Diener, und nirgends stieß mir ein ernstliches Abenteuer auf.

Heliopolis ist so verfallen, daß man weder die ehemalige Größe, noch die Schönheit dieser berühmten Stadt aus ihren Ruinen beurtheilen kann. Außer den beiden großen Sonnentempeln und einem ganz kleinen, der unweit davon

steht, in runder Form gebaut, und mit Arabesken und Sculpturen überladen ist, und außer einigen zersplitterten Säulen, fanden wir nichts mehr.

Die jetzige Stadt Balbeck ist zum Theile auf demselben Orte gebaut, wo ihre Vorgängerin stand, sie liegt rechts von den Tempeln, und besteht aus einem Haufen kleiner, elender Hütten und Häuser. Die größten Gebäude darunter sind das Kloster und die Kaserne, letztere von dem lächerlichsten Ansehen, indem man Trümmer von Säulen, Statuen, Friesen u. s. w. von allen Seiten herbeigeschleppt und nach türkischen Gutdünken zu dem neuen Baue verwendet hat.

Wir wurden im Kloster aufgenommen, wo man uns aber nichts gab, als ein leeres Zimmer mit einigen Strohmatten. Unser Diener bereitete die tägliche Speise: Pilav, diesmahl jedoch überraschte er uns mit einem gekochten Huhn, das ganz verborgen unter dem aufgehäuften Pilav lag. Graf Z. kredenzte einige Gläser herrlichen Weins vom Libanon dazu, und so tafelten wir, zwar ohne Tisch und Stühle, herrlich und fröhlich, wie es Einem im Leben selten zu Theil wird.

Auch hier, wie an den meisten Orten, durfte ich kaum auf die Terrasse des Hauses treten, so versammelte sich Alt und Jung, eine Frankin in ihrer vaterländischen Tracht zu beschauen. Wer also Aufsehen erregen will, auch ohne irgend ein Talent oder eine Kunstfertigkeit zu besitzen, der eile hieher und er hat sein Ziel erreicht. Wem aber dieses Angaffen nur halb so lästig ist, wie es mir war, der wird leicht begreifen, daß ich dieß zu den großen Unannehmlichkeiten meiner Reise rechnete.

7. Juli 1842.

Um 5 Uhr Morgens bestiegen wir abermals unsere Pferde und gelangten, nach einem beinahe dreistündigen Ritte durch die ungeheure Ebene, in der wir nichts sahen, als eine ei-

zeln stehende Säule, an das Vorgebirg des Libanons. Auf ziemlich guten und bequemen Pfaden zogen wir den Höhen zu, die Hitze belästigte uns wenig, und Bächelchen von thauenden Schneefeldern an der Seite gewährten uns die herrlichste Erquickung. Unter schattigen Bäumen, am Rande einer rauschenden Quelle, hielten wir eine Stunde Mittagruhe, dann ging es hinauf, das eigentliche Hochgebirge zu ersteigen. Die Bäume wurden immer seltener und kleiner, bis sie endlich kein Erdreich mehr fanden, sich fortzupflanzen.

Unser Weg wurde von der einen Seite durch Klüfte und Abgründe, auf der andern durch Felsenwände so beengt, daß knapp für ein Pferd Raum blieb. Da donnerte uns plötzlich ein furchtbares „Halt!“ entgegen. Erschrocken sahen wir auf, der Ruf kam von einem Soldaten, der eine Pestkranke von einem Dorfe, wo sie das erste Opfer dieser schrecklichen Krankheit war, in ein anderes stark verpestetes, transportiren mußte. Auszuweichen war nicht möglich, es blieb nichts Anderes übrig, als daß der Soldat mit vieler Mühe die Kranke einige Schritte an die steile Bergwand hinan schleppte, und so mußten wir ganz nahe an ihr vorüberziehen. Der Soldat rief uns zu, Nase und Mund sorgfältig zu verhüllen, er selbst hatte als Präservativ-Mittel den Untertheil des Gesichtes mit Theer angestrichen.

Dieß war die erste Pestkranke, die ich sah, und da wir ganz knapp an ihr vorbei mußten, konnte ich die Arme ganz genau betrachten. Sie war auf einen Esel gebunden, schien in ihr Schicksal ergeben und stierte uns mit ihren tiefliegenden matten Augen ganz theilnahmlos an. Von Spuren der Krankheit bemerkte ich nichts an ihr als eine auffallend gelbe Gesichtsfarbe. Der Soldat, welcher sie eskortirte, schien bei diesem Geschäfte eben so kaltblütig und gefühllos zu seyn, als ob er neben einer gesunden Person wandelte.

Zu den Thälern des Libanon war die Pest ziemlich herrschend, wir waren dadurch öfters genöthigt, kleine Umwege

zu machen, um die von ihr heimgesuchten Dörfer zu vermeiden, und mußten auch gewöhnlich unser Nachtquartier etwas entfernt von demselben im Freien aufschlagen.

Auf dem ganzen langen Wege von Balbeck bis an die Cedern des Libanon trafen wir auch keine andere menschliche Wohnung, als dießseits des Berges auf eine kleine Sennhütte. Höchstens drei Viertelstunden von ihr entfernt, erreichten wir kleine Schneefelder. Mehrere der Diener stiegen von den Pferden und warfen sich mit Schneebällen, eine winterliche Scene, die mich an mein theures Vaterland erinnerte. Obwohl wir über Schnee wandelten, so war die Temperatur doch so gelinde, daß Niemand von unserer Gesellschaft sich des Mantels bediente. Wir begriffen gar nicht, wie es möglich sei, in dieser Temperatur auf Schnee zu treffen. Das Thermometer zeigte 9 Grad Wärme.

Endlich nach einem fünfstündigen, gefährlichen und mühevollen Ritte vom Fuße des Vorgebirges, erreichten wir die höchste Spitze des Libanon. Hier erst übersieht man die Großartigkeit und die merkwürdige Bildung dieses Gebirges.

Überall erheben sich schroffe Felswände, an denen gleich Bienenzellen einzelne Dörfer oder Klöster hängen, gestützt auf natürliche Felsterrassen; dazwischen spalten sich tiefe Thäler, die grün und freundlich gegen die fahlen Felswände abstechen. Weiter hin ziehen sich Hochebenen, auf deren Matten hin und wieder einige Kühe oder Ziegen weiden, und in weiter Ferne glänzt ein mächtiger blaugrüner Streifen, gleich einem breiten Gürtel um die Landschaft gewunden — es ist das mittelländische Meer. In den weit sich verflachenden Küsten steht man einige Ortschaften auftauchen, die bedeutendste darunter ist Tripoli. Rechts zu unsern Füßen lag der Hain der Cedern.

Lange standen wir auf diesem Punkte und konnten uns nicht genug wenden und drehen, um von diesem unermesslichen Doppelbilde nichts zu übersehen. Jenseits das wilde Ge-

birg mit all seinen Thälern, Schluchten und Felsen, — dießseits die ungeheure Ebene Cölesyriens, an deren Saume die Ruinen des Sonnentempels uns nur durch ihr Erglänzen im Sonnenschein sichtbar waren. Dann stiegen wir hinab und hinauf und wieder hinab, durch Schluchten und über Hügel, einen gräßlichen Weg, zu einem kleinen Haine, zu den berühmten Cedern des Libanon.

Auf dieser Seite tritt wieder die eigentliche zackige reine Felsenbildung hervor, deren Riesenstruktur diesem Gebirge den eigenthümlichen erhabenen Reiz verleiht.

Der berühmte Cedernhain liegt ungefähr fünf Viertelstunden von der Spitze des Libanon entfernt; er mag etwa fünf bis sechshundert Bäume zählen, darunter aber einige zwanzig von sehr hohem Alter; fünf, die wirklich merkwürdig groß und schön sind, sollen noch aus Salamons Zeiten herkommen. Einer derselben hat über 35 Schuh im Umfange, theilt sich jedoch ungefähr fünf Schuh über der Erde in vier Theile und bildet vier tüchtige Stämme.

Wir ruhten unter diesen ältesten bekannten Denkmälern des Pflanzenreiches über eine Stunde. Die untergehende Sonne mahnte zur Eile, da unsere Nachtstation noch anderthalb Stunden entfernt und das Reiten auf diesen furchterlichen Wegen bei dunkler Nacht nicht rathsam war.

Hier theilte sich unsere Gesellschaft. Graf Zichy zog mit seiner Begleitung gegen Hama, wir übrigen gegen Tripoli. Nach einem herzlichen Abschiede ging die eine Karavane rechts, die andere links.

Nachdem wir kaum eine halbe Stunde unsern Weg verfolgt hatten, entfaltete sich links zu unsern Füßen eines der wundervollsten Thäler, die ich noch je sah; — hohe, ungeheure Felsenwände von den verschiedenartigsten und abenteuerlichsten Formen und Gestalten umfaßten diesen Zauberort von allen Seiten, im Vordergrund erhob sich ein gigantischer Fels, der oben abgeplattet, ein wunderschönes Dorf trug,

aus dessen Mitte die Kirche schügend auf ihre Lieben sah. Plötzlich schallten Glockentöne durch die ruhige reine Luft zu uns herauf, — es war das erste Geläute, das ich in Syrien hörte. Welchen Eindruck dieser heimathliche rührende Klang auf mich machte, vermag ich nicht zu schildern. Überall verbietet die türkische Regierung das Geläute, nur hier auf den Bergen, unter den freien Maroniten, ist Alles frei. Glockentöne sind für Christen eine einfache, rührende Musik, die innig vereint mit den Gebräuchen unserer Religion, nie unbeachtet verhallen wird. Und hier, so weit von meinem Vaterlande, kamen sie mir vor wie Fäden des Bandes, das geheimnißvoll und unerklärt die Christen der ganzen Welt verbindet. Ich fühlte mich näher meinem heimischen Herde, meinen Lieben, die vielleicht im selben Augenblicke auf solche Töne hörten, und dabei der fernen Pilgerin gedachten. —

Einer der entseßlichsten Wege führte uns in dieses Thal. Wir mußten einen bedeutenden Umweg um das liebliche Dorf Bcharai machen, denn es war verpestet und mithin für uns verschlossen. Auf der andern Seite des Dorfes schlugen wir an einem Flüßchen unser Nachtquartier auf. Die heutige Nacht litten wir sehr von Kälte und Feuchtigkeit.

Die Einwohner von Bcharai besuchten uns, um Badschisch zu fordern, und nur mit vieler Mühe, beinahe mit dem Stöcke mußten wir sie zurückweisen, um der verhängnißvollen Berührung zu entgehen.

Die Bettelci ist im Oriente überall so gebräuchlich, daß wenn man nur Jemanden sieht, er auch schon die Hand nach einer Gabe ausstreckt. In jenen Gegenden, wo die Armuth von allen Seiten hervorblüht, ist das nicht so befremdend; wohl aber in diesen Thälern, wo die Natur alles beut, was der Mensch bedarf; wo ich die Leute gut gekleidet fand, wo ihre Häuser von Stein geräumig und nett aussehen; wo das Getreide, die Weinrebe, der Feigen- und Maulbeerbaum, ja sogar die treffliche Kartoffelpflanze, die in ganz Syrien we-

gen der Hitze und des feinigten Bodens nicht gedeiht, in Überfülle wachsen. Jedes Stückchen Erde ist so schön und zweckmäßig benützt und sorgfältig kultivirt, daß man sich unter Deutschlands fleißige Bauern versetzt wähnt, — und dennoch bettelt und stiehlt dieß freie Volk hier so gut, wie die Beduinen und Araber. Wir mußten auf alles genau Acht haben. Mir stahl man meine Reitgerte beinahe vor den Augen, und einem der Herren ward das Sacktuch aus der Tasche gezogen.

Der heutige Marsch war sehr anstrengend, wir ritten elf Stunden meistens auf gräuligen Wegen. Die Nacht gewährte uns wenig Erholung, denn unsere Mäntel schützten uns zu wenig vor dem Froste.

8. Juli 1842.

Heute verließen wir um 6 Uhr Morgens unser kaltes, hartes Lager, und zogen wohlgemuth über zwei Stunden in diesem wildromantischen Thale fort, das fast bei jeder Wendung, bei jedem Schritte ein neues, wundervolles Bild darbietet. Oberhalb des Dorfes stürmt aus den mächtigen Gebirgen ein schäumender Bach, stürzt sich über die zackigen Felsenwände, bewässert das Thal, und verrinnt dann unmerklich in den Krümmungen der Schluchten. Diesem gleich strömen von mehreren Felswänden, nur im verjüngten Maßstabe, Sturzbäche herab. Oben auf den Spizen sieht man Ruine und Thürme, Alles halb verfallen, aber mit Erstaunen gewahrt man bei näherer Prüfung, daß alle diese Ruinen nur Trugbilder sind, nachgeäfft von den wunderbaren Felsenfossen, die hoch aufgeschichtet, die sonderbarsten Gestalten vorstellen. In der Tiefe reiht sich an der einen Seite oft Grotte an Grotte, manche mit halbverborgenem Eingange, manche mit riesenhaftem Portale, ober welchem sich wilde Felswände erheben; auf der andern Seite zieht sich stufenweise das herrlichste Erdreich, über Felsriffe bis in die Höhen, die dann grünend und lieblich einen gar schönen Anblick gewähren. Wäre

ich ein Maler gewesen, von diesen Gegenden hätte man mich so bald nicht weggebracht.

Unterhalb des größern Wasserfalles führt eine schmale, steinerne Brücke, ohne Geländer, über eine tiefe Schlucht, durch welche der Strom dahin braust, an's jenseitige Ufer. Diese überschritten gelangt man in eine belebte Gegend, in der sich Häuser und Gärten an einander reihen. Nur standen diesmal viele Häuser verlassen, die Bewohner hatten sich auf die nahen Felder geflüchtet, und daselbst Laubhütten erbaut, um der Pest zu entgehen. Die Maroniten, die eigentlichen Bewohner dieses Gebirges, sind starke Leute mit einem kräftigen Willen, die sich nicht leicht unter fremdes Joch beugen, sondern auf Leben und Tod ihre, von Natur aus befestigten Bergflüste vertheidigen. Ihre Religion kommt der christlichen am nächsten. Ihre Priester dürfen heirathen. Die Weiber gehen alle unverschleiert. Aber so schöne Gesichter, wie ich deren z. B. in Tyrol sehr häufig sah, kamen mir in diesem Gebirge nur sehr wenige vor.

Auf dem Vorgebirge des Libanon, gegen Cölesyrien, leben viele Drusen, — auch noch einige Stämme Mutualis. Erstere neigen sich ebenfalls zur christlichen Religion, und letztere nennt man Kalbsanbeter. Sie thun mit ihren Religionsgebräuchen so geheim, daß man nichts mit Gewißheit angeben kann; allein die allgemeine Vermuthung ist, daß sie ihre Gottheit unter der Gestalt eines Kalbes verehren.

Unser Weg zog sich vom Dorfe Bscharai gegen drei Stunden in den romantischen Thälern des Libanons fort. Dann aber änderte sich die herrliche Natur, und wir kamen in unwirthbare Gegenden. Auch die Hitze fing an, uns stark zu belästigen. Doch Alles wäre leicht zu ertragen gewesen, hätten wir nicht einen bedenklichen Kranken unter uns gehabt.

Herr Sattler fühlte sich schon gestern etwas unwohl; heute verschlimmerte sich das Uebel so sehr, daß er sich nicht mehr auf dem Pferde erhalten konnte, und halb bewußtlos herab

sant. Glücklicher Weise fanden wir in der Nähe einer Cisterne und daneben einige Johannisbrodbäume, unter deren Schatten wir den Kranken auf unsere Mäntel betteten. Etwas Wasser, gemischt mit einigen Tropfen starken Essigs, brachte ihn wieder zum Bewußtsein. Nach einer Stunde der Ruhe konnte er zwar die Reise fortsetzen, allein Mattigkeit, Kopfschmerz und Fieberschauer verließen ihn nicht, und wir hatten noch viele Stunden zu reiten, ehe wir in unsere Nachtstation kamen. Auf jeder Anhöhe, die wir erstiegen, lag uns das Meer so nahe, daß wir dachten, es leicht in der nächsten Stunde zu erreichen. An seiner Küste lag Batrun, der Ort unserer heutigen Bestimmung. Doch immer schob sich wieder ein Berg dazwischen, der neuerdings überschritten werden mußte. So ging es viele Stunden fort, bis wir endlich in ein ganz kleines Thal gelangten, in dessen Mitte ein einzelner, ganz frei stehender, hoher Felsblock lag, dessen ganze obere Fläche ein altes Kastell krönte. Eine in den Felsen gehauene Treppe führt hinauf. Von nun an ging es wenigstens auf besserem Wege, zwischen Obstabäumen und Wiesen dem Städtchen zu, das wir bey anbrechender Nacht erreichten. Lange hatten wir zu suchen, bis wir für unsern Kranken ein Zimmer fanden, das aber leider nicht die geringste Bequemlichkeit bot. Der arme Herr S. mußte, nach einem dreizehnstündigen Ritte mehr todt als lebendig, auf dem harten Boden sein Lager aufschlagen. Das Zimmer war ganz leer, die Fensterscheiben zerbrochen, die Thüre nicht zum Schließen. Wir mußten erst einige Breter suchen, um die Fensteröffnungen zu vermachen, damit der Kranke wenigstens vor Zugluft geschützt war.

Ich bereitete ihm Reiskwasser mit etwas Essig, dieß war das Einzige, was wir Herrn S. verschaffen konnten.

Wir übrigen lagerten uns im Hofe. Die Angst, welche wir um Herrn S. hatten, ließ uns wenig Ruhe. Er trug alle Anzeichen der Pest an sich, sein Gesicht war in dieser kurzen

Zeit ganz eingefallen und verändert; er konnte sich vor Mäthigkeit und heftigen Kopfschmerzen gar nicht bewegen, und eine brennende Hitze verursachte ihm den heftigsten Durst. Da wir durch anderthalb Tage beständig in Gegenden herum gezogen waren, wo diese Seuche herrschte, so lag die Möglichkeit sehr nahe, auch davon erfaßt zu werden. Glücklicher Weise hatte Herr S. nicht die geringste Furcht und wir hüteten uns wohl, ihm unsere Besorgniß zu verrathen.

9. Juli 1842.

Gottlob, Herr S. befand sich heute besser, aber doch zu schwach, um die Reise fortsetzen zu können. — Herr De. und ich beschlossen, da wir Zeit genug hatten, auf einer Fischerbarke der Schwämmefischerei zuzusehen, ein Hauptnahrungszweig der armen Küstenbewohner Syriens.

Wir fuhren mit einem Fischer ungefähr eine Viertelstunde weit in die See, bis zu einem Orte, wo er etwas zu finden hoffte. Hier ließ er ein Senkblei hinab und sondirte den Boden. Als er bemerkte, daß an der Stelle etwas zu machen sei, sprang er in das Meer, tauchte unter, blieb zwei oder drei Minuten unter dem Wasser, löste mit einem Messer oder scharfen Eisen die Schwämme von den Felsen, und kam mit seiner Beute empor. Diese losgelösten Schwämme sind gewöhnlich voll kleiner Steine oder Muscheln, und riechen unendlich stark und übel. Von all dem Unrathe müssen sie gesäubert, in Meerwasser recht ausgewaschen, und dann erst in süßes Wasser gelegt werden.

Nach dieser kleinen Wasserfahrt besahen wir das Städtchen, das recht freundlich zwischen Maulbeerpflanzungen, nahe am Gestade des Meeres liegt. Die Weiber gehen hier nicht nur unverschleiert, sondern beinahe bis unter den Busen entblößt; besonders sahen wir sie so halb entkleidet in ihren Gärten mit Arbeit und Waschen beschäftigt. Wir besuchten den Bazar und wollten einige Gurken und Eier für unser Mittagmahl und einige Drangen für unsern Refonvaleszenz-

ten kaufen. Doch alle Mühe war vergebens, und so geringe unsere Wünsche auch waren, wir konnten sie dennoch nicht befriedigen.

Nachmittags befand sich Herr S. so weit gestärkt, daß er sich getraute, eine kleine Reise von fünf Stunden nach dem Städtchen Djäebbehl zu unternehmen. Diese Partie wurde unserm guten Herrn S. um so leichter, da sich ein sanfter Weg längs der Küste über eine schöne fruchtbare Ebene fortzog, und ein kühlender Seewind die Hitze erträglich machte. Der herrliche Libanon begränzte die Fernsicht auf der linken Seite, und manches Kloster blickte von der vordern Hügelkette dieses Gebirges in das weite Thal.

Es war uns, als wären wir erst zu Pferde gestiegen, und schon sahen wir das Schloß über die Stadtmauer empor ragen. Wir hielten wenige Schritte von demselben an einem großen Chan. Geräumige Zimmer gab es genug, aber alle waren leer, nicht einmal die Öffnungen durch Glas oder Läden zu schließen.

Man ist an dergleichen Orten nur vor Regen oder Sonnenschein geschützt. Wir nahmen für unser Nachtquartier eine große, ziemlich reinliche Vorhalle in Besitz, und richteten uns ein, so gut es gehen wollte.

Graf Berchtold und ich gingen in die Stadt Djäebbehl (Byblus). Sie ist, wie schon erwähnt, mit einer Mauer umgeben und hat einen kleinen Bazar, wo wir ebenfalls nicht viel fanden. Die meisten Häuser stehen in Gärten von Maulbeerpflanzungen. Das Schloß liegt ziemlich hoch, und ist noch in demselben Zustande wie nach der Belagerung durch die Engländer im Jahre 1840; besonders an der Meeresseite ist es sehr beschädigt. Es wird nicht bewohnt, nur die untern Gemächer werden als Stallungen benützt. Unweit des Schlosses sahen wir einige Bruchstücke antiker Säulen; einst soll hier ein Amphitheater gestanden seyn.

10. Juli 1842.

Herr S. war heute ganz wohl, und wir konnten wieder, wie gewöhnlich, schon am frühen Morgen unsere Reise fortsetzen. Der Weg führte uns beständig an der Meeresküste hin. Die Ansichten blieben immer gleich schön und malerisch, wie von Batrun nach Djäebbehl, nur hatten wir heute noch die Annehmlichkeit, alle Augenblicke auf Bäche zu stoßen, die dem nahen Libanon entströmten, oder an Quellen zu kommen, die knapp am Meere entsprangen, und zwar eine darunter so nahe am Gestade, daß sie jeder Wellenschlag überdeckte.

Nach einem Ritte von vier Stunden erreichten wir den sogenannten Hundesfluß, den größten und wasserreichsten Fluß auf der ganzen Reise. Auch er dankt dem Libanon seinen Ursprung und endet nach einem sehr kurzen Laufe seine Bahn im nahen Meere.

Vor dem Eingange des Thales, aus welchem uns der Hundesfluß entgegen strömte, lag ein einfacher Chan. Wir machten Halt, um hier eine Stunde der Ruhe zu genießen.

Gewöhnlich erhielten wir unter Tags nichts zu essen, weil wir selten oder nie an Ortschaften vorüber kamen, oder wann wir selbst welche trafen, so wurde uns höchstens schwarzer Kaffee gereicht; um so mehr erstaunten wir hier, frische Feigen, Gurken, saure Milch und Wein zu finden, in Syrien die Ingredienzien eines Göttermahles. Wir schwelgten in diesem unverhofften Genuße, und ritten dann in das Thal, das uns gar freundlich und anmuthig entgegen lächelte.

Es mag höchstens neunzig bis hundert Klafter breit seyn. Von beiden Seiten ist es von hohen Felswänden umgeben, an deren linken Seiten sich Ruinen einer Wasserleitung hinziehen, die ganz mit Epheu umrankt sind. Dieser Aquädukt, ungefähr sieben- bis achthundert Schritte lang, reicht bis zu der Stelle, wo sich der Hundesfluß über Felsen und Gestein herabstürzt, und einen zwar niedern aber reichen Fall bildet. Gleich unterhalb desselben führt eine Brücke, ein Werk

römischer Baukunst, hoch und kühn auf Felsenpfeiler gestützt an das jenseitige Ufer. Man gelangt zu ihr über eine breite steinerne Treppe, über welche uns die braven syrischen Pferde mit beispielloser Sicherheit sowohl auf- als abwärts trugen; ein schauerlicher, schwindelnder Weg. Der Fluß hat seinen Namen von einem Steine, welcher in ihm liegt und die Form eines Hundes haben soll. Steine und Felsstücke sahen wir wohl viele, an denen sich die Fluth oft schäumend bricht, allein von einer Ähnlichkeit mit einem Hunde merkten wir nichts. Vielleicht ist dieselbe durch die Einwirkungen des Wetters und der Zeit verloren gegangen.

Raum hatten wir die gefährvolle Brücke überschritten, so wandte sich der Pfad um einen Fels, und das kleine, aber blühende Thal war für uns verloren, und wir stiegen, beinahe auf senkrechten Felsen, an Abgründen vorüber, die sich in's Meer abdachten, den Höhen zu.

Dieser Felsenberg, den wir erklettern mußten, ragt weit in die See hinein, und bildet einen Paß gegen das Gebieth Beiruts, der leicht von einer kleinen Schaar wider eine Armee vertheidigt werden könnte. So mag Thermopilä gewesen seyn, und hätten diese Gebirgsbewohner einen Leonidas, sie würden den großen Spartanern gewiß nicht nachstehen.

Eine lateinische Inschrift in eine massive steinerne Tafel eingegraben, so wie oberhalb derselben vier Nischen, deren zwei Statuen, die beiden andern aber Inschriften enthalten, zeigten uns, daß vielleicht schon die Römer die Wichtigkeit dieses Passes erkannt und benützt haben. Leider waren Statuen und Inschriften von der Alles zerstörenden Zeit so beschädigt, daß sehr kundige Leute dazu gehören, dergleichen Räthsel zu lösen. In unserer Gesellschaft befand sich Niemand, der dieß vermochte.

Noch eine halbe Stunde ging es so fort, dann senkte sich der Weg hinab in das Gebiet von Beirut, und bequem und

ruhig zogen wir der Küste entlang, dieser Stadt zu. Maulbeerbäume und Nebenpflanzungen grüntem um uns her, Landhäuser und Dörfer lagen halb versteckt dazwischen, und Klöster krönten die niedern Höhen des Libanon, der von dieser Seite nichts als kahle Felsen bietet, deren Hauptfarbe ein bläuliches Grau ist.

Eine kleine Strecke von Beirut stellte sich uns abermal eine solche Riesenbrücke entgegen, wie am Hundsfusse. Breite Treppen, daß vier bis fünf Reiter bequem neben einander Raum hatten, führten hinauf und hinab. Die Stufen sind so hoch und liegen so weit auseinander, daß man gar nicht begreifen kann, wie es die armen Pferde anstellen, um da hinauf oder hinab zu gelangen. Von einer schwindelnden Höhe sahen wir hinunter, aber in keinen Fluß, sondern nur in ein ausgetrocknetes Flußbett.

Um 5 Uhr Abends kamen wir glücklich in Beirut an. Somit war dieser Ausflug zur „reizenden einzigen Stadt der Orientalen,“ zu den weltberühmten Ruinen und zu dem ehrwürdigen Cederhaine beendet.

Wir waren zehn Tage ausgeblieben und hatten achtzig Reifestunden gemacht, nämlich von Beirut bis Damask 25, von Damask bis Balbeck 18, von Balbeck über den Libanon nach Beirut 37 Stunden.

Von vierfüßigen Thieren, Amphibien, Vögeln oder Insekten sahen wir nichts. Graf B. fing ein Chamäleon, das leider nach einigen Tagen seinem Gefängnisse zu entkommen mußte. Bei Nacht hörten wir häufig Schakale heulen, aber weiter belästigten sie uns nicht. Von Insekten litten wir gar nichts; dagegen oft von einer schrecklichen Hitze, und manchmal von quälendem Durst und Hunger. Die größte Hitze betrug 40 Grad R.

In Beirut kehrte ich abermal bei meiner gütigen Französin ein. Das Erste was ich vernahm, war, daß ich um vier und zwanzig Stunden zu spät angelangt sei, und daß

englische Packetboot versäumt habe, einer der unangenehmsten Zufälle, da nur jeden Monat einmal (am achten oder neunten) das englische Packetboot nach Alexandrien abgeht, und es in der Zwischenzeit sehr ungewiß ist, eine Gelegenheit dahin zu finden. Ich ging nun gleich am folgenden Tage auf das österreichische Konsulat und ersuchte den Vice-Konsul Herrn C., mir es sagen zu lassen, wenn ein Schiff nach Egypten segle, und für mich einen Platz zu miethen. Es hieß, in zwei, drei Tagen gehe ein griechisches Fahrzeug dahin ab; aber aus diesen zwei, drei Tagen — wurden neunzehn.

Nie werden die Leiden, die ich in Beirut duldete, meiner Erinnerung entwinden. Als ich es in der Arche Noä bei der guten Pauline des Nachts nicht mehr aushalten konnte, kroch ich durch das Fenster auf eine Terrasse, und schlief auf derselben; mußte aber immer vor Tagesanbruch wieder mein Zimmer aufsuchen, um nicht entdeckt zu werden. Da selten ein Unglück allein kommt, so ging es mir auch nicht anders. Ich mußte mich wahrscheinlich einmal in der Nacht verfühlt haben, und als ich bei anbrechendem Morgen in mein Gefängniß eilte, und mich von meinem Steinlager auf dem Bette ein wenig zu erholen suchte, befiel mich ein so heftiger Schmerz im Rücken und in den Hüften, daß ich nicht mehr aufstehen konnte. Zufälligerweise traf sich dieß an einem Sonntage Morgens, wo die gute Pauline nicht in die Wohnung kam, weil sie keine Schule zu halten hatte, und so lag ich durch vier und zwanzig Stunden in den heftigsten Schmerzen ohne Hilfe, ja ohne einen Tropfen Wasser erhalten zu können. Ich war nicht einmal im Stande, mich bis zur Thüre oder bis zum Wasserkrüge hin zu schleppen. Des andern Tages ging es Gottlob, etwas besser, meine Pauline kam auch, und kochte mir ein Bißchen Hammelsuppe. Am vierten Tage war ich wieder auf den Beinen und ziemlich hergestellt.

25
1840
7/10

Reise von Beirut nach Alexandrien und Kairo in Egypten.

Erst am 28. Juli ging ein griechischer Zweimaster nach Alexandrien unter Segel. Um 10 Uhr Nachts begab ich mich an Bord und des andern Morgens um 2 Uhr wurden die Anker gelichtet. Wohl nie sagte ich einem Orte mit so viel Vergnügen „Lebewohl,“ wie der Stadt Beirut, nur die Trennung von meiner unvergeßlichen Pauline fiel mir recht schwer. Ich hatte das Glück, auf dieser Reise viele gute Menschen zu treffen, — sie gehörte zu den besten! —

Doch leider war das Schicksal noch nicht müde, mich zu verfolgen, und das alte Sprichwort: „Vom Regen in die Traufe,“ bewährte sich an mir vollkommen. Auf diesem Schiffe und in der Quarantaine zu Alexandrien ging es mir beinahe noch schlechter. Mit dem Kapitän eines solchen Fahrzeuges muß man über Alles einen schriftlichen Kontrakt machen, wo er z. B. landen, und wie lange er verweilen darf u. s. w.; unterläßt man dieß, so führen sie Einem oft kreuz und quer herum. Ich bemerkte dieß auf dem Konsulat und ersuchte die Herren, dafür zu sorgen; allein man versicherte mich, man kenne diesen Kapitän als Ehrenmann, und eine solche Vorsicht sei ganz unnöthig. Darauf bauend gab ich mich ruhig in die Hände dieses Mannes. Doch kaum waren wir auf offenem Meere, so erklärte er uns ganz unverholen, daß er für die Reise nach Alexandrien zu wenig Lebensmittel und Wasser habe, und nach dem Hafen Limasol auf Cypern steuern müsse. Ich war über diesen schändlichen Betrug und über den Zeitverlust äußerst aufgebracht, und setzte mich sehr dagegen. Aber es half nichts, einen schriftlichen Kontrakt hatte ich nicht, und die übrige Gesellschaft verhielt sich leidend; so steuerten wir denn gegen Cypern.

Die Reise auf einem gewöhnlichen Segelschiffe, wenn es kein Paketboot ist, gehört zu den langweiligsten, die man

sich denken kann. Die untern Räume des Schiffes sind gewöhnlich so mit Waaren überladen, daß man nur auf das Berdeck gewiesen ist. So war es auch hier der Fall. Während des Tages mußte ich in einer unausstehlichen Hitze, nur durch einen aufgespannten Schirm gegen die Sonne geschützt, indem nicht einmal ein Stückchen Segeltuch als Zelt irgendwo gespannt war, des Abends und in der Nacht bei einer Feuchtigkeit, die oft so stark war, daß nach einer Stunde mein Mantel schon ganz naß wurde, bei Kälte und starkem Winde auf dem Berdeck bleiben. So ging es fort zehn Tage und elf Nächte, während welcher Zeit ich nicht einmal Gelegenheit hatte, die Wäsche zu wechseln. Dieß war doppelt empfindlich für mich, denn wenn irgendwo Reinlichkeit nöthig ist, so ist dieß der Fall auf solch einem schmutzigen, eckelhaften Schiffe, wie gewöhnlich die griechischen sind. Die Gesellschaft bot mir ebenfalls nicht den geringsten Ersatz. Von Europäern waren zwei junge Leute da, die eine unbedeutende Anstellung von der türkischen Regierung in irgend einer Quarantaine-Anstalt erhalten hatten — Beide albern, aufgeblasen und in ihrem Benehmen ganz gemein. Ferner 4 Studenten von Alexandrien, die in Beirut auf der Kost waren, und auf Ferien nach Hause kamen; gutmüthige aber äußerst vernachlässigte Knaben von vierzehn bis fünfzehn Jahren, die sich am liebsten mit den Matrosen abgaben und bald mit ihnen spielten, zankten oder schwatzten. Die übrige Gesellschaft bestand aus einer wohlhabenden arabischen Familie sammt deren Negerflaven und Sflavinnen, und noch aus einigen andern, ganz armen Leuten. — Und in solcher Umgebung mußte ich eine so lange Zeit zubringen! — Freilich, werden manche sagen, konnte ich bei dieser Gelegenheit das Betragen und die Gewohnheiten dieser Leute recht in der Nähe beobachten; aber gerne hätte ich diesem Studium entsagt, denn es gehört wahrlich mehr als eine himmlische Geduld dazu, all die unzähligen Unannehmlichkeiten mit Standhaftigkeit zu er-

tragen. So z. B. ist bei den Arabern und auch bei den gemeinen Griechen Alles, was man bei sich hat, ein Gemeingut. Ein Messer, eine Scheere, ein Trinkglas u. s. w. nimmt der Eine von dem Andern, ohne nur zu fragen, gebraucht diese Dinge und stellt sie zurück, ohne sie früher zu reinigen. Auf die Matte, den Teppich, oder den Polster, was man zum Gebrauche als Bett mit sich führt, legt sich der Neger so gut wie sein Herr, und wo dieß Volk nur eine leere Stelle findet, flugs setzt oder legt es sich darauf. Bei der größten Sorgfalt ist es unausweichbar, daß man die ekelhaftesten Thiere auf Kopf und Gewand bekommt. Eines Tages putzte ich mir die Zähne mit einem Bürstchen, dieß bemerkte einer der griechischen Matrosen, er sah mir zu, und als ich das Bürstchen einen Augenblick neben mich legte, nahm er es in die Hand; ich dachte, er wolle es ansehen, aber nein er machte es gerade so wie ich, und nachdem er sich die Zähne gepugt, legte er das Bürstchen hin, und gab mir sein Wohlgefallen darüber zu erkennen.

Die Kost ist auf einem solchen Schiffe ebenfalls äußerst schlecht. Des Mittags bekommt man Pilav, alten Käse und Zwiebel; des Abends Sardellen, Oliven und wieder alten Käse, statt des Brotes Schiffszwieback. Diese köstlichen Gerichte werden auf ein Bret auf den Boden gesetzt und um dieses Bret lagern sich die Kapitäne (meistens hat ein Schiff zwei, drei Inhaber) nebst dem Steuermann und jenen Passagieren, die sich nicht selbst mit Lebensmitteln versehen haben. Ich nahm an diesen Mahlzeiten nicht Theil, ich hatte einige lebendige Hühner, Reis, Butter, getrocknetes Brot und Kaffee mitgenommen, und besorgte mir die Kost selbst. Die Reise auf einem so appetitlichen Schiffe kommt freilich nicht hoch, wenn man die Leiden und Entbehrungen nicht anrechnet. Für Letztere wüßte ich wahrlich keinen Preis zu bestimmen. Ich zahlte für die Reise nach Alexandrien (eine Entfernung von 500 Seemeilen) 60 Piafter, die Lebensmit-

tel kamen mich auf 30 Piaſter und ſo koſtete mich die ganze Reiſe nicht mehr als 90 Piaſter, oder 7 fl. 30 kr. C. M.

Der Wind war uns meiſt ſehr ungünſtig, ſo daß wir oft Tage und Nächte kreuzten, und wenn wir des Morgens erwachten, uns beinahe auf demſelben Flecke befanden.

Das iſt eine der unangenehmſten Empfindungen, die ſich gar nicht ſchildern läßt. Immer fahren und immer fahren, und doch nicht weiter kommen. Zu meiner Schande muß ich geſtehen, daß ich manchmal aus Ärger und Verdruß Thränen vergoß. Meine Reiſegefährtten konnten meine Ungeduld gar nicht faſſen, denn ihnen iſt es bei ihrer angeborenen Trägheit ganz gleichgültig, ob ſie durch acht oder vierzehn Tage ihre Zeit auf dem Schiffe oder zu Hauſe mit Nichtsthun, Schlafen und Rauchen zubringen, ob ſie nach Cypern oder Alexandrien kommen. — Erſt am vierten Tage landeten wir zu

L i m a ſ o l.

Dieſer Ort hat hübsche Häuſer, deren einige ſogar mit ſchiefen Dächern verſehen ſind, und den europäiſchen gleichen. Hier ſah ich ſeit meiner Abreiſe von Konſtantinopel wieder das erſte Fuhrwerk, aber freilich keine Kutfche, ſondern nur einen hölzernen Karren auf zwei Rädern, der nur zum Transport von Waaren, Steinen und Erde beſtimmt iſt. Die Umgebung Limasol's iſt äußerſt öde, beinahe wie zu Larnaca, nur liegen die Gebirge viel näher.

Wir blieben da von Früh bis in die Nacht, und nun erſt erfuhr ich, daß die Eigenthümer des Schiffes nicht ſo ſehr der Lebensmittel wegen gelandet hatten, ſondern hauptſächlich um Weine zu faſſen, und Reiſende zu ſuchen; von letztern bekamen ſie indeſſen nicht den geringſten Zuwachs. Der Wein iſt ſehr wohlfeil, ich kaufte eine Flaſche, die ungefähr drei Seitel ziemlich guten Cyperein enthielt, um einen Piaſter.

Als wir wieder flott waren, ließ ſich der Kapitän neuer-

dingß verlauten, daß er zu Damiette landen wolle. Da verging mir aber alle Geduld, ich nannte ihn einen Betrüger, und bestand darauf, daß außer Alexandrien nirgends gelandet werde, widrigenfalls ich ihn vor Gericht belangen würd', und sollte es mich einige hundert Piaſter koſten. Dieß wirkte doch ſo viel, daß er mir ſein Wort gab, nirgends mehr anzuhalten, und — o Wunder — er hielt es auch wirklich.

Noch eine Begebenheit trug ſich auf dieſer Reiſe zu, die darum intereſſant iſt, weil man aus ihr den Heldenmuth der Griechen entnehmen kann.

Am 5. Auguſt, ungefähr um die Mittagszeit entdeckte unſere Mannſchaft in der Ferne einen Zweimaster, welcher plötzlich, als er unſer Fahrzeug anſichtig wurde, einige Segel einzog, ſeinen Lauf änderte und auf uns zuſegelte. Nun war dieß Schiff, nach Aller Meinung, nichts Anderes als ein Pirat, denn warum ſollte es ſeinen Lauf ändern? warum gerade auf uns Jagd machen? Sonderbar war dieſe Erſcheinung wohl, aber ſo bewährten Seehelden müſſen ja ſchon allerlei Fälle vorgekommen ſeyn, ſo daß ſie nicht gleich das Ärgſte zu fürchten brauchen, beſonders da doch, ſo viel ich weiß, den Piraten das Handwerk ſo ziemlich gelegt worden iſt, und man von ſolchen Fällen wenigſtens in dieſen Gegenden gar nichts hört.

Bei dieſer Scene wäre Hogarth an ſeinem Plage geweſen, um die Leiſenſchaften der Furcht und Feigheit auf den Geſichtern zu ſtudiren. Es war merkwürdig zu ſehen, wie die armen Kapitänſ von einem Ende des Schiffeſ zum andern flogen, wie man uns Reiſende in die Mitte zuſammendrängte, wo wir uns ſetzen und ſtilſchweigen mußten, wie der Kapitän wieder von uns wegeilte, dort und da hinrannte, Zeichen und Winke gab, und wie die todtblaſſen Matroſen troſtloſ und händeringend nachhumpelten. Wahrlich, wer dieß nicht ſelbſt geſehen hat, muß es für Übertreibung halten. Was möchten

die griechischen Helden der Vorzeit sagen, wenn ihnen solch ein Blick auf ihre würdigen Nachfolger gegönnt wäre!!! —

Statt sich zu rüsten und Vorkehrungen zu treffen, gab das einen Wirrwar sonder gleichen. Als uns nun unter diesen verhängnißvollen Umständen das gefürchtete Piratenschiff auf Schußweite nahe gekommen — was war die Ursache seiner Annäherung? Ein zerbrochener Kompaß. — Nun ward die ganze Scene, wie durch einen Zauberschlag einer wohlthätigen Fee, umgewandelt. Die Kapitän's warfen sich in ihr voriges Ansehen, die Matrosen umarmten sich und sprangen wie die Kinder, wir armen Reisenden wurden unserer Haft entlassen und durften an der freundschaftlichen Unterhandlung der beiderseitigen Heldenbesatzung Theil nehmen.

Der verunglückte Kapitän bat unsern tapfern Führer um Auskunft, auf welcher Straße wir uns befänden, und als er hörte, daß wir nach Alexandrien segelten, so ersuchte er den Schiffspatron, des Nachts eine Laterne auf dem hintern Mastbaume anzuhängen, welche seinem Schiffe als Leitstern dienen könne.

Auf der ganzen langen Reise sahen wir außer Cypern kein Land. Selbst die Nähe von Damiette erriethen wir nur durch die veränderte Farbe des Meeres; so weit unser Blick reichte, war die schöne dunkelblaue Woge in die Farbe des gelbbraunlichen Nils übergegangen. Hieraus konnte ich schon auf die Größe und Reichhaltigkeit jenes Stromes schließen, der in dieser Jahreszeit besonders anwächst und bereits über zwei Monate im Steigen war.

7. August 1842.

Um 8 Uhr früh gelangten wir glücklich in die Rhede von

Alexandrien.

Zuerst erblickten wir nichts als Mastspitzen, hinter welche sich niedere Gegenstände zu verbergen schienen, die

der Oberfläche des Meeres entstiegen. Erstere bildeten sich zu einem ganzen Walde, zwischen welchem letztere als Häuser hervorschimmerten. Endlich sonderte sich auch Grund und Boden von dem nassen Element, wir unterschieden Hügel, Boskette und Gärten in der Umgebung der Stadt, deren Anblick aber nicht sehr überraschend ist, denn eine öde, große Sandfläche umgürtet Stadt und Gärten, und gewährt ein trauriges Bild.

Wir warfen die Anker zwischen dem Leuchthurm und dem neuen Lazareth. Kein freundliches Boot durfte sich uns nahen und dem heißersehnten Gestade zuführen, denn wir kamen aus dem Lande der Pest, um in das Land derselben einzugehen, und dennoch mußten wir Quarantaine halten, weil die Egyptier behaupten, die Pest in Syrien sei bössartiger, wie die ihrige. Kommt man aber aus Egypten nach Syrien, so wird ebenfalls Quarantaine gehalten, weil die Syrier dasselbe von der egyptischen Pest behaupten. Auf diese Weise muß man in jenen Ländern nur immer Quarantaine halten, was für den Handel, die Reisenden und die Schifffahrt ein höchst lästiges Hemmnis ist.

Hier also erwarteten wir mit Zittern den Ausspruch, wie lange unsere Gefangenschaft im Lazareth dauern sollte. Endlich kam ein Schiffchen, brachte uns zwei Quardiane (Lazarethdiener), und mit ihnen die Anzeige, daß wir von dem Tage des Eintritts in das Lazareth, zehn Tage daselbst zu verbleiben hätten, heute aber (es war Sonntag) nicht ausgeschifft werden könnten. Nur beim englischen Paketboot wird eine Ausnahme gemacht, für alle übrigen Schiffe haben die Beamten an einem Sonn- oder Feiertage keine Zeit, eine wahrhaft egyptische Einrichtung! — Kann nicht ein Beamter für diese Tage aufgestellt werden, um die armen gequälten Reisenden zu übernehmen? Müssen wegen Bequemlichkeit eines Menschen oft vierzig bis fünfzig leiden, und noch einen Tag länger der Freiheit beraubt bleiben? — Wir

kamen von Beirut, versehen mit Teschkeret (Gesundheitszeugniß) sowohl vom Lande als von unsern eigenen Personen, und wurden dennoch auf so lange Zeit zur Consumaz verurtheilt. Aber Mehemed Ali ist in Egypten viel mächtiger und despotischer, als der Sultan in Konstantinopel, — er befiehlt, und was blieb uns also übrig? Wir mußten uns der Gewalt unterwerfen.

Ich konnte vom Verdecke unseres Schiffes einen großen Theil der Stadt und ihrer öden Umgebung überschauen. Erstere scheint ziemlich groß und ganz nach europäischer Art gebaut zu seyn.

Von der Türkenstadt, die mehr im Hintergrunde liegt, sieht man nichts, eben so wenig vom eigentlichen Hafen, welcher sich um die andere Seite der Stadt zieht, und von welchem nur die Spitzen der Masten herüberblicken. Vor allem andern fallen zwei hohe Sandhügel in's Auge, auf deren einem das Fort Napoleon steht, während auf dem andern bloß mehrere Kanonen aufgepflanzt sind; im Vordergrund ziehen niedere Felsenreihen hin, an deren einem Ende der Leuchthurm sich erhebt, am andern die neuen Quarantaine-Gebäude sich entfalten. Diesen gegenüber liegt die alte Quarantaine. Vieles ist mit kleinen Bosketen von Dattelpalmen umgeben, was einen sehr angenehmen Eindruck macht, da sie für Europäer etwas Neues sind.

8. August 1842.

Heute also wurden wir des Morgens um 7 Uhr abgeladen und mit Sack und Pack in die Quarantaine geliefert.

Ich betrat nun abermals einen neuen Welttheil, nämlich „Afrika.“ Oft, wenn ich so einsam meinen Gedanken nachhänge, kann ich es selbst kaum glauben, daß mich Muth und Ausdauer in keiner Lage verließen, und daß ich meinem vorgesteckten Ziele Schritt vor Schritt entgegen ging. Dies dient mir zur Überzeugung, daß der Mensch mit festem Willen beinahe Unmögliches leisten kann.

In der Quarantaine erwartete ich weder etwas Gutes noch etwas Bequemes zu finden, und leider hatte ich mich nicht getäuscht. Der Hof, in welchen wir gewiesen wurden, war von allen Seiten geschlossen und mit hölzernen Gittern versehen, die Zimmer bestanden aus vier leeren Wänden, die Fenster waren ebenfalls mit hölzernen Gittern verwahrt. Gewöhnlich werden mehrere Personen auf ein Zimmer gewiesen, und dann der Preis desselben unter ihnen in gleiche Theile getheilt. Ich begehrte ein Zimmer für mich allein, was man auch erhält, nur natürlich um einen höhern Preis. Allein von einem Tische oder Sessel, oder einem andern Möbel ist gar keine Rede; wer dergleichen haben will, muß sich schriftlich an einen Wirth in der Stadt wenden, der dann alles liefert, aber zu einem enorm hohen Preise. Eben so macht man es mit der Kost. In der Quarantaine selbst ist kein Wirth, man muß alles von außen verschreiben. Für Mittag- und Abendkost fordert ein Wirth gewöhnlich zwischen dreißig und vierzig Piafter *) pr. Tag. Dieß war mir ein Bißchen zu viel, ich bestellte mir daher einige Lebensmittel durch einen Quardian. Er versprach mir, Alles genau zu besorgen; vermuthlich hatte er mich aber nicht verstanden, denn ich wartete vergebens, und erhielt am ersten Tage nichts. Am zweiten Tage war mein Appetit maßlos, ich wußte mir gar nicht mehr zu helfen. Ich ging also zu der arabischen Familie, welche die Reise ebenfalls auf dem griechischen Schiffe machte, und folglich mit in der Quarantaine war; ich bat die Frau um ein Stück Brot, gegen Bezahlung. Aber nicht nur Brot gab mir diese gute Frau, sie theilte mir auch von allen Speisen mit, die sie für sich bereiten ließ, und nahm durchaus kein Geld dafür; im Gegentheil gab sie mir durch Zeichen zu verstehen, ich möchte nur immer zu ihr kommen, wenn ich etwas bedürfe.

Erst am Abende des zweiten Tages, als ich sah, daß ich

*) In Egypten gilt der Piafter 6 tr. C. M.

durch meinen Esel von Quardian nichts erhalten konnte, wendete ich mich an den Oberaufseher des Lazarethes, der täglich vor Sonnenuntergang kam, uns alle besichtigte und dann in die Zimmer sperrte. Bei ihm bestellte ich meine Lebensbedürfnisse, die ich von nun an auch immer zur rechten Zeit bekam.

Die Quardiane waren lauter Araber, von denen kein einziger eine andere Sprache außer arabisch verstand oder sprach; ebenfalls wieder eine echt egyptische Einrichtung. Ich glaube, in eine solche Anstalt, wo Reisende aus allen Weltgegenden zusammenkommen, sollte doch wenigstens ein Mensch hingegeben werden, der italienisch versteht, wenn auch nicht spricht. Solch ein Individuum wäre sehr leicht zu finden, da Italienisch im ganzen Orient, besonders aber in Alexandrien und Kairo eine so heimische Sprache ist, wie ich mich später überzeugte, daß man unter der gemeinsten Klasse genug Leute trifft, die selbe verstehen und sprechen.

Für den Bedarf an Wasser ist ebenfalls sehr schlecht gesorgt. Jeden Morgen, gleich nach Sonnenaufgang, werden einige Schläuche Meerwasser, das zum Reinigen der Geschirre gehört, gebracht; gegen 9 Uhr Früh und Nachmittags um 5 Uhr bringen einige Kameele mehrere Schläuche mit süßem Wasser, das in zwei steinerne Tröge geschüttet wird, die im Hofe stehen. — Da füllen alle ihre Trink- und Kochgefäße, wobei es so unsauber zugeht, daß man alle Lust zum Trinken verliert. Der Eine schöpft das Wasser mit schmutzigen Töpfen, der andere langt mit seinen Händen hinein, ja, einige setzten sogar ihre schmutzigen Füße auf den Rand des Troges und wuschen sich dieselben, daß ein Theil des Wassers von ihren Füßen wieder in den Trog floß. Das Wassergefäß wird nie gereinigt, so bleibt Schmutz auf Schmutz, und man kann nur dann reines Wasser haben, wenn man es filtrirt.

Am zweiten Tage unseres Aufenthaltes sah ich zu meiner Verwunderung den Hof, die Stiege, die Zimmer u. s. w.

mit einer außerordentlichen Sorgfalt kehren und reinigen. Das Räthsel wurde bald gelöst; der Kommissär erschien mit einem großen Stöcke versehen, und begab sich unter die Thüre jedes Zimmers, um hinein zu sehen, ob man Wäsche, Kleider u. s. w. aufgehangen habe, ob die Bücher aufgeschlagen, und die Briefe oder Schriften an Bindfaden gereiht und ebenfalls aufgehangen seyen? Von der dummen Ängstlichkeit eines solchen Kommissärs kann man sich keine Vorstellung machen. Nur ein Beispiel: Als er durch das erste Zimmer gehen mußte, um an meine Thür zu gelangen, sah er den Stengel einer Traube an dem Boden liegen. Mit einer Hast sondergleichen schleuderte er diese Kleinigkeit mit dem Stöcke auf die Seite, damit ja sein Schuh nicht daran streife und stets hielt er den Stock in Bereitschaft, um uns arme Verpestete in gehöriger Entfernung zu halten.

Am siebenten Tage unserer Gefangenschaft wurden wir Alle, Morgens um 9 Uhr, auf unsere Zimmer gewiesen. Thüren und Fenster wurden geschlossen, große Räucherfässer gebracht, und ein gräßlich stinkender Rauch von Schwefel, Asand, Federn u. dergl. gemacht. In diesem erstickenden Qualm mußten wir vier oder fünf Minuten aushalten, dann wurde wieder Alles geöffnet. Ein Lungenkranker hätte diese kanibalische Expedition schwerlich ausgehalten.

Am neunten Tage mußten sich die Männer in eine Reihe stellen, um sich der Musterung des Arztes zu unterwerfen. Da kam der alte Herr, eine Vornette in der einen, und einen Stock in der andern Hand haltend, und musterte die Truppe. Jeder mußte sich mit der Faust auf die Brust und in die Seite schlagen; fühlte er dabei keine Schmerzen, so war dies ein Zeichen der Gesundheit, indem sich an diesen Theilen des Körpers die ersten Pestbeulen bilden. An demselben Tage wurden auch wir Frauen in ein großes Zimmer geführt, wo ein wahrer Dragoner von einem Frauenzimmer unser harrte,

und dieselbe Untersuchung mit uns anstellte. Doch dürfen sich weder Männer noch Frauen dabei entkleiden.

Einige Stunden später wurden wir an das hölzerne Gitter beschieden, das uns Verpestete von den Gesunden trennte, außerhalb desselben saßen einige Beamte, denen man den Betrag für Zimmer und Quardian zu entrichten hat, eine wahre Kleinigkeit. Mein Zimmer sammt der Bedienung kostete täglich nur drei Piaster. Doch wie gerne würde jeder Reisende mehr geben, wenn er in dem Zimmer wenigstens einen Tisch und einige Stühle fände, und einen Quardian, der doch verstände, was man ihm sagt.

Die Reinlichkeit anbelangend, konnte man zufrieden seyn, sowohl Zimmer, als auch Stiegen und Hof wurden äußerst nett gehalten, ja der Letztere sogar täglich zweimal reichlich mit Wasser begossen. Von Insekten hatten wir gar nichts, von der Hitze nur wenig zu leiden. In der Sonne hatten wir nie über 33 Grad, und im Schatten nie über 22 Grad R.

17. August 1842.

Früh um 7 Uhr wurde endlich unser Käfig geöffnet. Nun stürmte alles herein; da kamen die Verwandten und Bekannten, die Abgesandten der Wirths, die Träger und Eseltreiber, Alles war fröhlich und heiter, und Jedes fand eine befreundete oder bekannte Seele, nur ich allein stand freudlos und verlassen, Niemand drängte sich an mich, Niemand nahm Antheil an mir — nur die Abgesandten der Wirths, die Träger und Eseltreiber, dieses blutige Geschlecht, das man überall findet, stieß und zankte sich um die arme Verlassene.

Ich packte meine Sachen zusammen, bestieg einen Esel und ritt zu „Colombier,“ einem der besten Gasthöfe in Alexandrien. Durch einen kleinen Umweg kam ich an den „Nadeln der Kleopatra“ vorüber, zwei Obelisken von Granit, deren einer noch aufrecht steht, der andere in einer kleinen Entfer-

nung im Sande liegt. Wir ritten durch ein elendes jämmerlich aussehendes Dorf; die Hütten waren aus Steinen zusammengefügt, aber so klein und niedrig, daß man kaum glauben sollte, ein Mensch könne darin aufrecht stehen. Die Thüren waren so niedrig, daß sich jeder bücken mußte, um hinein zu kommen. Von Fenstern konnte ich gar nichts entdecken. Und dieses elende Dorf lag in dem Stadtgebiete, ja sogar inner den Stadtmauern, die einen so ungeheuern Kreis beschreiben, daß sie nicht nur die Stadt Alexandrien selbst, sondern noch mehrere solche kleine Dörfer, viele Landhäuser, einige Baskete und Friedhöfe umfassen.

In diesem Dorfe sah ich eine Menge Weiber mit dunkel-gelbbraunen Gesichtern, ärmlich und schmutzig, Alle in lange blaue Hemden gekleidet, vor den Häusern sitzen und arbeiten, oder sich mit den Kindern abgeben. Die Arbeit der Weiber bestand im Flechten von Binsenkörben und in Getreide aussuchen. Männer bemerkte ich nicht, sie waren vermuthlich auswärts beschäftigt.

Ich ritt nun auf der sandigen Ebene, auf welcher ganz Alexandrien gebaut ist, fort, und befand mich plötzlich, ohne früher durch eine Gasse zu kommen, auf dem großen Plage.

Wie mich dieser Anblick überraschte, vermag ich nicht zu beschreiben; da standen lauter große, wunderschöne Häuser mit hohen Pforten, mit regelmäßigen Fenstern und Balkonen, wie in Europa, da rollten Equipagen, so schöne und zierliche, wie man sie nur immer in großen europäischen Städten sehen kann, und dazu dieses Treiben, diese Geschäftigkeit und Verschiedenartigkeit der Menschenmenge. Da gingen die Franken in ihrer heimatlichen Tracht, während man gleich neben ihnen den Turban und Fes des Orientalen entdeckte; unter halb nackten Beduinen und Arabern sah man die langen Frauengestalten in ihre blauen Hemden gehüllt. Da lief ein Neger mit dem Argile hinter seinem Herrn, der auf stattlichem Roße dahin trabte; dort sah man Franken

oder verummte egyptische Damen auf Eseln reiten. Auf mich, die eben aus dem langweiligen Stilleben der Quarantaine kam, machte dieß alles einen gar mächtigen Eindruck.

Raum im Gasthose angelangt, eilte ich auf das österreichische Konsulat, wo mich der Herr Gubernialrath v. L. sehr gütig aufnahm. Ich ersuchte diesen Herrn, mir zu rathen, auf welche Art ich am ehesten meine Reise nach Kairo antreten könne, da ich mit dem englischen Dampfboote nicht fahren wolle, weil es für diese kleine Entfernung von ungefähr 100 Seemeilen fünf Pfund Sterling (beinahe 50 fl. C. M.) kostet. Der Herr Gubernialrath war so gütig, mir einen Platz auf einer arabischen Barke, welche noch denselben Abend nach Atfê abfahren sollte, besorgen zu lassen.

Auf dem Konsulate erfuhr ich auch, daß der Maler Herr Sattler vor einigen Tagen mit dem englischen Paketboot von Beirut angekommen und in der alten Quarantaine abgestiegen sei. Ich ritt in Gesellschaft eines Herrn hinaus und war sehr erfreut, ihn recht wohl aussehend zu treffen. Er kehrte so eben von seiner Reise nach Palästina zurück.

Die Anstalten der alten Quarantaine fand ich etwas besser; auch ist sie der Stadt näher, wodurch man leichter alle Bedürfnisse aus derselben erhalten kann. Auf der Rückkehr war mein Begleiter so gütig, mich durch einen bedeutenden Theil der Türkenstadt zu führen, die mir reinlicher und besser gebaut und gehalten vorkam, als alle bisher gesehenen Türkenstädte. Der Bazar ist nicht schön, und besteht aus hölzernen Buden, deren Inhalt ganz gewöhnliche Handelsartikel ausmachen.

An demselben Tage, als ich die Quarantaine verließ, ritt ich um 5 Uhr Abends an den Kanal des Nils, der vier und zwanzig Fuß breit und zwölf Stunden lang ist. Eine Menge Barken lagen da, auf deren einer für mich die kleinere Abtheilung der Kajüte bis Atfê um den Preis von fünfzehn Piaßtern gemiethet war. Ich nahm gleich von meinem Räm-

merchen Besitz, richtete mich für die Nacht und den folgenden Tag ein, und wartete eine Stunde um die andere auf die Abfahrt. Spät Abends hieß es endlich, es würde heute gar nicht gefahren. Meine Sachen neuerdings wieder zusammen zu packen, den weiten Weg von beinahe einer Stunde nach dem Gasthose zu machen, und dann des andern Morgens wieder zu kommen, war mir zu lästig; ich entschloß mich daher auf dem Schiffe zu bleiben, und verzehrte unter Beduinen und Arabern mein frugales, aus kalten Speisen bestehendes Abendmahl.

Des andern Tages sagte man mir von einer halben Stunde zur andern, es würde abgefahren, es kam aber noch immer nicht dazu.

Herr von L. hatte mir Nahrungsmittel und Wein mitgeben wollen, ich dachte aber schon diesen Mittag in Afsé zu seyn, und dankte ihm herzlich dafür. Nun hatte ich keine Lebensmittel, nach der Stadt getraute ich mich wegen der zu großen Entfernung nicht mehr zu gehen, und den Schiffleuten konnte ich mich nicht verständlich machen, daß sie mir etwas Brot und gebackenes Fleisch vom nahen Bazar bringen sollten. Endlich zwang mich der Hunger, ganz allein dahin zu wandern, ich drang durch das Volk, das mich zwar neugierig ansah, aber ungestört meinen Weg gehen ließ, und kaufte mir einige Eßwaaren.

In Alexandrien genoß ich seit meiner Abreise von Smyrna die erste Rindsuppe, so wie auch das erste Stückchen Rindfleisch. Das Weißbrot ist in Alexandrien und Egypten ausgezeichnet gut und schmackhaft.

Endlich um 4 Uhr Nachmittags fuhren wir ab. Die Zeit war mir ziemlich schnell vergangen, da es an diesem Kanale sehr lebhaft zuging. Barcken kamen an und fuhren ab, wurden geladen und ausgeladen, ganze Züge von Kameelen bewegten sich mit ihren Führern hin und her, um die Waaren zu holen oder zu bringen, Militär zog vorüber mit Spiel und

Klang, um auf dem nahen Plage seine Übungen zu halten; — immer gab es etwas zu sehen, und so war es 4 Uhr, ohne daß ich eigentlich wußte, wohin die Zeit gekommen sei.

Auf der Barke befand sich außer mir und den Schiffsleuten Niemand. Die Barken selbst sind lange, etwas schmale Schiffe, in deren Hintertheile sich eine Kajüte mit einem Bordache befindet. Diese Kajüte ist in zwei Kämmerchen getheilt, von denen das erstere, größere, an jeder Seite zwei Fensterchen hat. Das zweite, kleinere ist oft kaum sechs Schuh lang und fünf Schuh breit. Der Platz unter dem Bordache gehört für die ärmere Klasse und die Dienerschaft. Lebensmittel, ein Windöfchen, Holzkohlen, Kochgeschirre u. dgl., ja sogar auch Wasser muß man mitnehmen, denn das Nilwasser ist zwar, da es gar keinen Geschmack hat, äußerst gut, und wird auch in Alexandrien, Kairo und überall getrunken; es ist aber sehr trübe, bräunlich gelb, und muß erst filtrirt werden, damit man es rein und klar genießen kann. So kommt es, daß man sogar auf dem Flusse Wasser mitnehmen muß.

Längs des Kanals liegen schöne Landhäuser mit Gärten; das schönste unter denselben gehört einem Pascha, dem Schwiegersohne Mehemed Ali's. Als wir an diesem Palaste vorüberfahren, sah ich den ägyptischen Napoleon zum ersten Male. Er saß vorne auf einer Terrasse, welche eine kleine Rundung in den Nil-Kanal hineinbildete. Er ist ein ganz kleines altes Männchen mit einem schneeweißen langen Barte, aber äußerst lebhaften Augen und Bewegungen. Umgeben war er von mehreren Europäern und einer Anzahl Diener, deren einige griechisch, andere türkisch gekleidet waren. In der Allee stand seine Equipage, ein prächtiger zweisitziger Wagen mit vier schönen Pferden auf englische Art bespannt.

Die Franken sind sehr für diesen Despoten eingenommen, bestoweniger seine Unterthanen. Erstere werden

von seiner Regierung sehr begünstigt, während letztere ihren Nacken dem Joche einer tyrantischen Sklaverei beugen müssen.

Der Anblick von Villen und Gärten währt höchstens die ersten Paar Stunden, dann geht die Fahrt bis Atfé sehr einförmig und unbefriedigend zwischen Sandebenen oder kleinen Sandhügeln fort. Rechts sieht man den Mariotischen See und an beiden Seiten höchst armselige Dörfer.

19. August 1842.

Um 11 Uhr Vormittags kamen wir in Atfé an, wir waren also in sechzehn Stunden an acht und vierzig Seemeilen gefahren. Atfé ist ein kleines Städtchen, oder vielmehr ein elender Steinhaufen.

An den Landungsorten hatte ich immer meine größte Noth. Ich sah und fand selten einen Franken, und mußte oft mehrere von den umstehenden Kerls anreden, bis ich einen fand, der italienisch sprach und mir die verlangte Auskunft ertheilen konnte. Da ließ ich mir immer gleich den Weg zum österr. Konsulat zeigen, wo ich dann geborgen war. So ging es mir auch hier. Der Herr Konsul ließ sogleich eine Reisegelegenheit für mich nach Kairo suchen, und bot mir einstweilen ein Zimmer in seinem Hause. Ein Schiff war bald gefunden, indem Atfé ein Hauptstapelplatz ist. Der Kanal mündet hier in den Nil, und da auf dem Strome größere Barken fahren, so werden hier alle Waaren umgeladen und es gehen somit alle Augenblicke Barken nach Alexandrien und Kairo. In einigen Stunden schon mußte ich wieder an Bord und hatte gerade so viel Zeit gehabt, mich mit etwas Lebensmittel und mit Wasser zu versehen, und beim Herrn Konsul ein köstliches Mahl einzunehmen, was mir doppelt behagte, da der vorhergehende Tag ein tüchtiger Fasttag gewesen war. Man hatte für mich die größere Abtheilung der Kajüte um 100 Piafter gemiethet. Als ich aber das Schiff betrat, fand ich

sie voll Waaren gepackt, so daß mir als Eigenthümerin beinahe kein Fleckchen geblieben wäre. Ich eilte gleich wieder auf das Konsulat und beschwerte mich über den Kapitän. Der Herr Konsul ließ den Schiffspatron holen, befahl ihm, mein Kämmerchen zu räumen und mir auf der Reise keinen Verdruß zu machen, widrigen Falls er in Kairo keine Bezahlung von mir erhalten würde. Dieser Befehl wurde genau befolgt, und ich war von nun an bis Kairo im ruhigen, ungestörten Besitze meines Plazes. Um 2 Uhr Nachmittags fuhr ich abermals ganz allein unter lauter Arabern und Beduinen ab.

Wer die Fahrt nach Kairo nur einmal im Leben machen kann, der thue es gegen Ende August oder im Monate September. Ein schöneres und in seiner Art einziges Bild kann man sich wohl kaum denken. An vielen Stellen ist das Flachland, so weit man sieht, vom Nil-Meere (Strom kann man bei dieser ungeheuren Ausdehnung nicht sagen) überdeckt, da ragen überall kleine Erhöhungen hervor, auf welchen die Dörfer liegen, umschattet von Dattelpalmen und andern Bäumen, hinter ihnen ziehen wieder die hohen Masten in den weißen pyramidenartigen Segeln vorüber. Die Abhänge der Hügel sind belebt von Geflügel, Ziegen und Schafen, während nahe am Ufer die Köpfe der dunkelgrauen Büffel, deren es in diesen Gegenden sehr viele gibt, aus dem Wasser ragen. Diese Thiere lagern sich gern in die kührende Fluth und stieren die vorübereilenden Barken an. Hier und da sieht man auch kleine Boskete von zwanzig, dreißig und mehr Bäumen, die, da das ganze Erdreich unter Wasser liegt, aus diesem Nil-Meer herauszuwachsen scheinen. Das Wasser ist hier bedeutend trüber und von Farbe dunkler gelbbraun, wie jenes im Kanal von Atfê nach Alexandrien. Die Matrosen gießen es in große irdene Gefäße, damit es sich setze und etwas klar werde; dieß nützt aber sehr wenig, es bleibt beinahe so trübe, wie im Strome, doch ist es für die Gesundheit nicht im geringsten schädlich; im Gegentheil behaupten die

Nilbewohner, das beste und gesündeste Wasser in der ganzen Welt zu besitzen. Die Franken nehmen, wie schon früher bemerkt, filtrirtes Wasser mit. Geht dieses aus, so braucht man nur einige Aprikosen oder Mandelkerne klein geschnitten, in ein Gefäß mit Nil-Wasser zu werfen, so klärt sich dieses in fünf bis sechs Stunden so ziemlich. Ich lernte dieß Mittel von einer Araberin auf der Nilfahrt.

Die Bevölkerung in der Umgebung des Nils muß sehr bedeutend seyn, denn ein Dorf reiht sich beinahe an das andere. Das Erdreich besteht allenthalben nur aus Sand und wird erst durch den Schlamm, den der Nil nach der Überschwemmung zurückläßt, fruchtbar, daher die üppige Vegetation erst nachdem Zurücktreten des Wassers beginnt.

Die Dörfer sind eben nicht reizend, die Häuser meist nur von Erde und Lehm oder von rohen Nilschlammziegeln erbaut; die Menschen, die Krone der Schöpfung, soll man hier nicht zu sehen wünschen, denn ihre Armuth, ihre Unreinlichkeit und ihr gänzlich roher Naturzustand wirken schmerzlich auf jedes fühlende Herz.

Die Kleidung der Weiber besteht in dem langen blauen Hemde, die Männer tragen ebenfalls nichts als ein Hemd, das ihnen kaum bis an die Knie reicht. Die Weiber haben theils ihr Gesicht verdeckt, theils unverdeckt.

Mich wunderte der schöne und kräftige Bau der Männer gegenüber den garstigen Weibern, und den verwahrlosten efligen Kindern. Die meisten der Letztern haben das Gesicht voll Finnen und Ausschlag, auf dem stets eine Herde Fliegen sitzt, dazu oft noch entzündete Augen — ein erbarmungswürdiger Anblick!

Ich blieb, der großen Hitze ungeachtet, während des Tages beinahe immer auf dem Dache der Kajüte sitzen, um die Aussicht zu genießen, um die Ufer des Nils und den Wechsel der Landschaften zur Genüge betrachten zu können.

Die Gesellschaft, die ich auf dieser Barke hatte, war

schlecht und gut, wie man es nimmt; — schlecht, weil ich keine Seele fand, der ich meine Gedanken und Empfindungen über all die Wunder der Natur hätte mittheilen können; — gut, weil Alle, besonders die arabischen Weiber, die das kleine Kämmerchen und den Bordertheil der Barke inne hatten, sehr gutmüthig und aufmerksam gegen mich waren.

Sie wollten alles mit mir theilen; sie gaben mir von ihren Gerichten, meist Pilav, Bohnen und Gurken, die ich aber nicht schmackhaft fand; wenn sie des Morgens schwarzen Kaffee tranken, reichten sie mir immer die erste Schale. Ich theilte ihnen ebenfalls von meinen Lebensmitteln mit, die sie gut fanden, bis auf den Kaffee mit Milch gemischt. Wenn wir an einem Dorfe landeten, fragten sie mich durch Zeichen, ob ich einige Lebensmittel wünsche. Nun hätte ich freilich gerne Milch, Eier und Brot gehabt, allein ich wußte sie nicht auf arabisch zu begehren. Ich erklärte mich also durch Zeichnungen; ich zeichnete z. B. eine Kuh, gab der Araberin etwas Geld und eine Flasche, und wies ihr, die Kuh zu melken und meine Flasche mit Milch zu füllen. Ebenso zeichnete ich eine Henne, darneben die Eier; auf die Henne wies ich verneinend, dagegen auf die Eier bejahend, und zählte ihr an den Fingern vor, wie viel Stücke sie mir bringen möchte. Auf solche Art half ich mir von nun an immer fort, und beschränkte meine Wünsche auf solche Gegenstände, welche ich durch Zeichnungen versinnlichen konnte.

Als man mir die Milch brachte, und ich dem Weibe zu verstehen gab, daß, wenn sie ihre Gerichte gekocht hätten, sie mir das Feuer überlassen möchten, damit ich meine Milch oder meine Eier kochen könnte, nahmen sie alsogleich ihre Speise herab, und es nützte von meiner Seite keine Weigerung, ich mußte zuerst kochen, was ich bedurfte. Ging ich in das Borderschiff, um die Gegend besser zu betrachten, so überließen sie mir gerne den besten Platz; kurz, sie benahmen sich Alle so gut und gefällig, daß sie vielen unserer civilisirten

Europäer als Muster hätten dienen können. Freilich forder-
ten sie auch von mir manche Gefälligkeit, und mit Erröthen
muß ich gestehen, mich kostete es eine große Überwindung,
ihre Wünsche zu befriedigen. So z. B. ersuchten sie mich, daß
ich der ältesten aus ihnen erlauben möchte, in meinem Gemach
schlafen zu dürfen, da ich einzelne Person das große Kabinet,
und sie dagegen das kleine bewohnten. Ferner verrichteten sie
ihre Gebete und endlich sogar ihre Gesicht- und Fußwaschun-
gen vor dem Gebethe in meiner Kajüte. Ich ließ es angehen,
da ich ohnehin mehr außerhalb des Kämmerchens war. Diese
Weiber riefen mich anfänglich „Marie“, vermuthlich glaub-
ten sie, als eine Christin müsse ich den Namen der heil. Jung-
frau führen. Ich sagte ihnen meinen Taufnamen, den sie sich
genau merkten; sie nannten mir ebenfalls ihre Namen, die
ich aber bald wieder vergaß. Ich bemerke diese Kleinigkeit
darum, weil mich das Gedächtniß dieser guten Menschen
auf meiner ferneren Reise durch die Wüste an das rothe
Meer in große Verwunderung setzte.

20. und 21. August 1842.

Diese zwei Tage vergingen mir, obwohl ich unter den vie-
len Menschen, die sich auf der Barke befanden, ganz einsam
war, angenehm und schnell. Der Strom breitete sich immer
stattlicher aus, je mehr sich das Land verflachte. Die Dörfer
wurden größer; die Hütten, von denen manche ganz die Form
eines Zuckerhutes hatten, und auf deren Spitzen eine Menge
Tauben, ein in diesen Gegenden sehr häufiges Geflügel, niste-
ten, hatten schon ein etwas besseres Ansehen. Moscheen und
größere Landhäuser zeigten sich; kurz, je näher wir Kairo
kamen, um so deutlicher zeigte Alles von größerem Wohl-
stande. Die Sandhügel wurden seltener, doch sah ich auf der
Fahrt von Atfè nach Kairo vier oder fünf große öde Strecken,
welche ganz das Ansehen von Wüsten hatten. Einmal blies
der Wind gerade von so einer glühenden Wüste zu uns her-
über, so drückend heiß und beängstigend, daß ich mir eine

deutliche Vorstellung von den Leiden der heißen Winde (Chamsin) machen, und die häufige Blindheit der armen Bewohner sehr leicht erklären konnte. Die Hitze ist außerordentlich und der feine Staub und heiße Sand, welcher durch diese Winde in die Höhe getrieben wird, muß Augenentzündungen verursachen.

Kleine gemauerte Thürme, auf deren Höhe Telegraphen angebracht sind, stehen in größeren Entfernungen von Alexandrien bis Kairo.

Unsere Barke hatte das Unglück, einige Male auf Sandbänken aufzusitzen, oder in seichte Stellen zu gerathen, — Fälle, die sich während des veränderten Wasserstandes sehr oft ereignen. Bei dergleichen Ereignissen kann man die Behendigkeit, Kraft, Ausdauer und Unverdroffenheit der Nil-Matrosen nicht genug bewundern. Alle müssen nackt über Bord springen, das Schiff mit Stangen losmachen, und oft eine halbe Stunde an Seilen durch seichte Stellen fortgeschleppen. Im Klettern sind diese Leute ebenfalls sehr geschickt. Auf den äußersten Spitzen der schief stehenden Masten klimmen sie ohne Strickleiter und befestigen oder lösen die Segel. Mich ergriff ein wahrer Schauer, wenn ich diese armen Menschen hoch oben auf einer so dünnen Stange zwischen Himmel und Wasser schweben sah, so hoch, daß sie mir wie Kinder erschienen. Mit der einen Hand arbeiten sie, und mit der andern umschlingen sie den Mast. Ich glaube gewiß, daß es nirgends bessere, beweglichere, fleißigere und dabei so mäßige Matrosen geben mag, wie diese hier. Des Morgens erhalten sie Brot oder Schiffszwieback, manchmal rohe Gurken, oder ein Stückchen Käse oder eine Handvoll Datteln dazu, des Mittags dasselbe, und Abends ein warmes Gericht von Bohnen, oder eine Gattung Brei oder Pilav, höchst selten ein gekochtes Hammelfleisch. Ihr Trank ist nichts als Nilwasser.

Der Strom ist in der Zeit der Überschwemmung doppelt

belebt, den von einem Dorfe zum andern ist das Schiff oder der Kahn das einzige Kommunikationsmittel.

Der letzte Tag der Fahrt bot mir das schönste Schauspiel — ich sah das Delta! Hier theilt sich der mächtige Nil, der das ganze Land bewässert, von dem hundert und hundert Kanäle in alle Felder und Gegenden geleitet sind, in zwei Hauptströme, deren einer bei Rosette, der andere bei Damiette sich in's Meer ergießt. Gleich der Strom schon nach der Theilung einem Meere, um so viel mehr verdient er von nun an diese Benennung.

Wenn ich so hingerissen ward von der Größe und Schönheit der Natur, wenn ich mich in ein so ganz neues, interessantes Leben und Treiben versetzt sah, da schien es mir beinahe unbegreiflich, wie es so viele Menschen geben kann, die Gesundheit, Geld und Zeit im Überflusse besitzen und keinen Sinn für bedeutende Reisen haben. Die armseligen Bequemlichkeiten des Lebens, die Genüsse des Luxus gelten ihnen mehr als die erhabensten Schönheiten der Natur, mehr als die Monumente der Geschichte und die Kenntnisse von Sitten und Gebräuchen fremder Völker. Wenn es mir oft recht schlecht ging und ich, eine Frau, mit noch viel mehr Unannehmlichkeiten und Entbehrungen zu kämpfen hatte als ein Mann — bei solchen Anblicken war jede Mühseligkeit vergessen, und ich pries Gott, daß er mir einen so festen Willen verliehen hatte, meine Wanderung fortzusetzen. Was sind alle Unterhaltungen in den großen Städten gegen ein Bild, wie hier am Delta und an so vielen andern Orten? Ein so reines seliges Vergnügen, wie mir die Schönheit der Natur bietet, finde ich in keiner Gesellschaft, in keinem Spiele, in keinem Theater, und kein Puz oder Wohlleben ersetzt mir den Nachgenuß einer solchen Reise!

Unweit des Delta erblickt man die libysche Wüste, die man auch nicht mehr aus dem Gesichte verliert, höchstens, daß man ihr einmal näher, dann wieder ferner ist. In weiter

Ferne entdeckt man auf ihr einige dunkle Körper, die sich immer mehr und mehr entwickeln, bis man in ihnen die Wunderbauten der Vorzeit, die Pyramiden erkennt; weit hinter denselben erhebt sich das Gebirge oder eigentlich die Hügelkette des Mokattam.

Mit der Abenddämmerung langten wir endlich in Bulak, dem Hafen von Kairo, an. Hätten wir gleich landen können, so würde ich vielleicht noch denselben Abend nach der Stadt gekommen seyn, so aber braucht der Schiffer, da der Hafen stets mit Barken überladen ist, oft über eine Stunde, bis er einen Platz findet, wo er anlegen kann, und es war, als ich hätte aussteigen können, bereits ganz finster, und daher die Thore der Stadt schon geschlossen. Ich mußte diese Nacht noch auf der Barke zubringen.

Von Atfé bis Kairo waren wir dritthalb Tage gefahren. Ich nenne diese Reise eine der angenehmsten, obwohl die Hitze immer lästiger wurde, und die glühend heißen Winde von der Wüste manchmal zu uns herüber strichen. Die höchste Hitze betrug um die Mittagszeit 36 Grad, und im Schatten 24—25 Grad R. Der Himmel war lange nicht so schön blau und rein, wie in Syrien, und häufig von weißen Wolken durchzogen.

K a i r o.

22. August 1842.

Der Anblick dieser großen Hauptstadt Egyptens ist lange nicht so imposant, als ich ihn mir vorgestellt hatte; sie liegt zu flach, und man sieht von ihren ausgedehnten Umgebungen, von der Barke aus, nur immer einzelne Theile. Die am Ufer liegenden Gärten sind üppig und schön.

Bei der Ausschiffung und auf dem Wege zum Konsulate hatte ich ein Abenteuer nach dem andern zu bestehen. Ich übergehe keines davon, so unbedeutend sie auch scheinen

mögen, man kann wenigstens daraus entnehmen, wie man hier zu Lande mit den Leuten verfahren muß.

Gleich Anfangs bekam ich Streit mit meinem Schiffspatron. Ich hatte ihm noch $3\frac{1}{2}$ Thaler zu zahlen, und gab ihm vier Stücke hin, in der Meinung, daß er mir den Rest herausgeben sollte; dieß that er nicht, sondern wollte den halben Thaler behalten, um ihn, wie er sagte, als „Bacschisch“ unter die Matrosen zu vertheilen, was er aber gewiß nicht gethan hätte. Zum Glücke war er so dumm, das Geld nicht einzustecken, sondern offen in der Hand zu halten. Ich riß ihm schnell ein Stück aus der Hand und schob es in die Tasche, mit der Erklärung, daß er es nicht früher erhalten würde, als bis er mir den Rest in die Hand gegeben hätte; das Trinkgeld würde ich den Leuten schon selbst geben. Er schrie und lärmte, und forderte beständig das Geld. Ich kümmerte mich aber nicht darum, und packte ganz gelassen meine Sachen zusammen. Da er endlich einsah, daß mit mir nichts auszurichten sei, gab er mir den halben Thaler, und wir schieden als gute Freunde. Dieß Geschäft abgethan, mußte ich mich um ein Paar Esel umsehen, nämlich einen für mich, und einen für mein Gepäck. Wäre ich ans Ufer gegangen, so hätten mich die Eseltreiber halb zerrissen, der Eine hätte mich dahin und der Andere dorthin gezogen. Ich hielt mich daher noch ein Weilchen ganz ruhig in meiner Kajüte, bis das ärgste Gedränge vorüber war, und die Treiber Niemand mehr vermutheten. Unterdessen sah ich vom Kajütenfenster ans Ufer, und spekulirte, welcher Thiere ich mich gleich bemächtigen wollte; dann eilte ich rasch hinaus, und ehe sich die Eigenthümer dieser Langohre versahen, faßte ich schon ein Eselchen am Zaume, und deutete auf das zweite. Nun war ich geborgen, denn die Eigenthümer meiner Ausgewählten vertheidigten mich gegen die Übrigen, und gingen dann mit mir in die Barke, um meine Effecten zu holen.

Da kam ein Kerl herbei, und reichte mein Kofferchen auf den Esel. Ich gab ihm für diesen kleinen Dienst einen Piaſter; weil er mich aber allein ſah, dachte er vermuthlich, mit mir leicht fertig zu werden, und zu bekommen, was er fordere. Er gab mir den Piaſter zurück und verlangte vier. Ich nahm das Geld, und ſagte ihm (zum Glücke verſtand er ein wenig Italieniſch), wenn er mit dieſer Gabe nicht zufrieden ſei, möge er mit mir auf das Konſulat kommen, dort würde ich ihm die vier Piaſter geben, ſobald man fände, daß er ſie verdient habe. Das wollte er nicht, weil er wohl wußte, daß er für dieß unverſchämte Begehren einen tüchtigen Verweiß bekommen würde. Er ſchrie und lärmte, wie der Barken-Kapitän; allein ich war taub dafür, und ritt gegen die Douane. Da wollte er ſich mit drei Piaſter, dann mit zweien und zum Schluß ſogar mit dem Einen begnügen, welchen ich ihm auch hinwarf. An der Douane angekommen, ſtreckte man mir die Hände von allen Seiten entgegen; der Hauptperſon gab ich Etwas, die andern ließ ich ſchreien. Nun ging es, nach all dieſen Quälereien, der Stadt zu. Da ſtellte ſich mir wieder eine neue Schwierigkeit entgegen. Mein Führer, ein Araber, frug mich, wo er mich hinbringen ſollte? Vergebens bemühte ich mich, es ihm zu erklären — er verſtand mich nicht. Nun blieb mir nichts anderes übrig, als jeden wohlgekleideten Orientalen, dem ich begegnete, italieniſch oder franzöſiſch anzureden, biß einer käme der mich verſtände. Zum Glücke durfte ich nicht mehr als drei anſprechen; der Letzte verſtand italieniſch. Ich bat ihn alſo, meinem Führer zu ſagen, er ſolle mich auf's öſterr. Konſulat bringen; dieß geſchah, und nun hatten alle Unannehmlichkeiten ein Ende.

Nach einem Ritte von drei Viertelſtunden auf einer ſehr breiten, ſchönen Straße, die an beiden Seiten mit großen, für mich ganz fremdartigen Akazien bepflanzt war, unter einem Gewühle von Menſchen, Kameelen, Eſeln u. ſ. w.

gelangte ich in die Stadt, deren Gassen meist enge sind, und wo überall ein solcher Lärm und ein solches Gedränge herrscht, daß man glauben sollte, Alles wäre in Aufruhr. Aber wunderbar theilte sich immer der unendliche Haufe, und unaufgehalten setzte ich meinen Weg nach dem Konsulate fort, das in einem schmalen, kleinen Gäßchen verborgen liegt.

Ich ging sogleich in die Kanzlei, und stellte mich dem Herrn Konsul mit der Bitte vor, mir ein solides Gasthaus zweiten Ranges anzuweisen. Herr Konsul Chamgion nahm sich mit wahrer Güte und Herzlichkeit meiner an; er sandte gleich seinen Kavas zu einem ihm bekannten Wirth, zahlte meinen Führer aus, bot dem Wirth streng auf, für mich gehörig zu sorgen — kurz, er benahm sich menschenfreundlich, wie ein wahrer Christ. Zu jeder Zeit stand mir sein Haus offen, und mit jedem Anliegen durfte ich mich an ihn wenden. Mit wahren Vergnügen sage ich diesem würdigen Manne hier nochmals meinen herzlichsten Dank.

Ich hatte einen Empfehlungsbrief an einen Herrn Palme abzugeben; der Herr Konsul war so gütig, gleich nach ihm zu schicken. Herr P. kam sehr bald und begleitete mich in den Gasthof.

Ich ersuchte Herrn P., mir vor allem Andern einen Diener zu verschaffen, der entweder italienisch oder französisch spreche, und mir dann eine Eintheilung von dem zu machen, was ich in Kairo zu besehen hätte. Herr P. erfüllte meine Wünsche mit der größten Bereitwilligkeit, und nach Verlauf einer Stunde war schon der Dragoman gefunden, und zwei Esel standen vor dem Hause, bereit, mich und meinen Diener in der ganzen Stadt herum zu tragen.

Das Gewühl, die Lebhaftigkeit und Geschäftigkeit in den Straßen Kairo's ist unerhört, ja, was doch gewiß sehr

viel sagen will, die belebtesten Städte Italiens halten keinen Vergleich damit aus.

Dazu sind viele Straßen so enge, daß, wenn sich beladene Kameele begegnen, die einen immer in ein Seitengäßchen geführt werden müssen, um die andern vorbei zu lassen. In diesen engen Gassen begegnet man stets einem Schwall von Menschen, daß man wirklich bei jedem Schritt in großer Angst schwebt, und gar nicht begreifen kann, wie man da durchzudringen vermag. Aus diesem Menschenknäuel ragen Reiter zu Pferde und Esel allenthalben heraus, und Letztere erscheinen abermals als Pygmäen gegen die hohen, stolzen Kameele, die selbst unter ihrer schweren Bürde die stolze Haltung nicht verlieren. Die Menschen schlüpfen oft unter den Köpfen dieser Thiere durch, und die Reiter drängen sich knapp an die Häuser, und durch dieses Gewirre windet sich wunderbar die Masse der vielen Fußgeher, die Wasserträger, die Verkäufer, die vielen Blinden, welche ihren Weg mit einem Stock suchen, und einen Korb mit Obst, Brot und andern Lebensmitteln zum Verkaufe auf dem Kopfe tragen; die zahllosen Kinder, die theils in den Gassen umher laufen, theils an den Häusern sitzen und spielen, und endlich die egyptischen Damen, welche hier ebenfalls alle Besuche zu Esel abmachen, und mit ihren Kindern und Negerinnen im Zuge daher kommen. Hierzu denke man sich noch das Ausrufen der Verkäufer, das Geschrei der Treiber und der Ausweichenden, das Geheul der ängstlich fliehenden Weiber und Kinder, das Gezanke, das sich oft dazwischen erhebt, und die öfnehin außerordentliche Lebhaftigkeit und laute Geschwägigkeit dieses Volkes, und man kann sich einen Begriff davon machen, wie einem Fremden dabei zu Muth ist. Bei jedem Schritte war ich in Todesangst, und wenn ich des Abends nach Hause kam, fühlte ich mich ordentlich unwohl; da ich aber sah, daß doch nie ein Unfall geschah, gewöhnte ich mich endlich auch daran und folgte meinem Führer unbesorgt durch das ärgste Gewühl.

Die Straßen, oder besser gesagt, die Gassen Kairo's werden täglich einige Mal mit Wasser begossen; auch sind überall Brunnen und große Gefäße mit Wasser zum Gebrauche für die Vorübergehenden angebracht. Die breiten Gassen sind mit Strohmatte überdeckt, um die Sonnenstrahlen aufzuhalten.

Die Tracht der Vornehmen ist die orientalische, nur haben die reichen Frauen den Kopf und das Gesicht in ein weißes, leichtes Musselin-Tuch gehüllt; den Körper umgibt eine Art Mantille von schwarzem Seidenstoffe. Dieß verschafft ihnen ein sonderbares Aussehen. Wenn sie so daher ritten, der Wind sich in dem Kleide fing und es auseinander theilte, da sahen sie gerade aus wie — Fledermäuse mit ausgespannten Flügeln.

Von den Franken tragen sich viele orientalisches, — die Fellahs gehen beynahe nackt, und ihre Weiber haben nichts als das blaue Hemd an.

Die Vornehmen und Reichen sieht man wie im ganzen Morgenlande, immer nur zu Pferde; doch gefielen mir die egyptischen Pferde nicht so gut wie die syrischen, sie kamen mir nicht so schlank und fein gebaut vor.

Die Einwohner, deren Zahl bei 200,000 betragen soll, bestehen aus Arabern, Mameluken, Türken, Berbern, Negern, Beduinen, Christen, Griechen, Juden u. s. f. Alle — Dank sei es dem mächtigen Arme Mehemed Ali's! wohnen friedlich unter einander.

Häuser zählt Kairo 25,000; sie sind aber eben so garstig und unregelmäßig wie die Gassen. Meist aus Lehm, ungebrannten Ziegeln oder Steinen erbaut, sie haben enge, kleine Einlaßpförtchen und unregelmäßig angebrachte Fenster, die mit hölzernen, dem Auge undurchdringlichen Gittern versehen sind. Im Innern aber herrscht wie zu Damask, Pracht und Luxus, nur nicht in so hohem Grade; auch fehlt der Reichthum an frischem Wasser.

Am häßlichsten ist das Judenviertel, die Häuser sind schmutzig, die Gassen so schmal, daß sich gerade nur eine Person an der andern vorbei drängen kann.

Die ganze Stadt ist mit Mauern und Thürmen umgeben, von einem Kastele beschützt, und in viele Quartiere getheilt, die durch Thore, welche nach Sonnenuntergang geschlossen werden, von einander abgesondert sind. Auf den Höhen um Kairo liegen einige Schlösser aus der Zeit der Sarazenen.

Als ich kreuz und quer in der Stadt herum ritt, hielt mein Führer plötzlich an, kaufte eine Menge Brot und bedeutete mir, ihm zu folgen. Ich dachte in eine Menagerie geführt zu werden, in welcher er dieses Brot den Thieren vorwerfen würde.

Wir traten in einen Hof, um welchen zu ebener Erde Fenster liefen, die durch eiserne Stäbe fest verwahrt waren. Als wir zum ersten kamen, warf mein Diener ein Stück Brot hinein; wer stellt sich aber mein Entsetzen vor, als statt eines Löwen oder Tigers ein alter, abgemagerter, ganz nackter Mensch hervorstürzte, das Brot gierig aufraffte und mit dem größten Heißhunger verzehrte. Ich befand mich im Narrenhause! — In der Mitte dieser dunkeln, unreinen Löcher ist ein Stein befestigt, von welchem zwei eiserne Ketten auslaufen, an denen einer oder zwei dieser Unglücklichen mittelst eines eisernen Halsringes angeschmiedet sind. Da starren sie heraus, das Gesicht gräßlich verzehrt, Haare und Bart struppig und verwildert, der Körper abgemagert, das Mark des Lebens vertrocknet. In diesen unreinen, sinkenden Ställen bleiben sie, bis sich Gott ihrer erbarmt und sie durch den Tod dieser schmachvollen Ketten, die den Armen an solch ein schauderhaftes Leben fesseln, entledigt. Geheilt wurde noch keiner. Diese Behandlung ist wohl nur geschaffen, einen halbverrückten Menschen vollends wahnsinnig zu machen. Und die Europäer loben Mehemed Ali! Ihr armen

Wahnsinnigen, — ihr armen Fellah's, stimmt ihr auch mit ein in dieses Lob? —

Von diesem Schreckensorte weg, führte mich mein Dragoman zu dem Brunnen Joseph's, der außerordentlich tief in Felsen gehauen ist. Über zweihundert und siebenzig Stufen war ich hinab gestiegen, und doch erst zur halben Tiefe des Riesenwerkes gekommen. In die zweite Hälfte sah ich hinab. Es wurde mir ordentlich schwindlich dabei.

Der neue Pallast Mehemed Ali's ist ziemlich hübsch, die Einrichtung größtentheils europäisch. Die Zimmer, man kann sagen die Säle, sind ungemein hoch und zierlich ausgemalt oder mit Seidenstoffen, Tapeten u. s. w. bekleidet. Große Wandspiegel vervielfältigen die Gegenstände, herrliche Divans sind an den Wänden angebracht, und wunderschöne Tische, einige von Marmor, andere von eingelegerter Arbeit oder mit Prachtgemälden verziert, stehen in den Zimmern, in deren einem ich sogar ein Billard fand. Der Speisesaal gleicht ganz einem europäischen. In der Mitte steht ein großer Tisch, an der einen Wand zwei Kredenz-Kästen, an der andern schöne Sesseln. In einem der Zimmer hing ein Delgemälde, das Bildniß seines Sohnes, des Ibrahim Pascha*).

Dieser Pallast ist von einem kleinen Garten umgeben, der sich aber weder durch besondere Gewächse, noch durch schöne Anlagen auszeichnet. Die Aussicht von einigen Zimmern sowohl als auch vom Garten aus, ist wunderschön.

Gegenüber dem Pallaste wird eine große Moschee gebaut, welche sich Mehemed Ali als Grabesstätte errichten läßt. Vermuthlich muß er noch auf manches Lebensjahr rechnen, denn noch viel und lange muß gearbeitet werden, um diesen

*) Es ist ein Werk des jungen Wiener Künstlers Leander Ruß, der im Jahre 1832 Egypten besucht hat.

schönen Bau zu vollenden. Die Säulen und Wände der Moschee sind mit dem schönsten, gelblich weißen Marmor bekleidet.

Die genannten Bauten, nämlich der Joseph's-Brunnen, der Pallast sammt Garten und die Moschee, nebst einem Kastele stehen auf einem hohen Fels, zu welchem von Kairo aus nur eine einzige breite Straße führt. Hier übersieht man ein dreifaches Meer, nämlich: von Häusern, vom ausgebreiteten Nile und von Sand, auf welchem die hohen Pyramiden in der Ferne wie einzelne Nadeln stehen. Das Gebirge Mokattam schließt den Hintergrund, und eine Menge der herrlichsten Gärten und Dattelhaine umgeben die Stadt. Mit einem Blicke übersieht man die grellsten Gegensätze. Die üppigste Natur umschließt die Stadt gleich einem Kranze, darüber hinaus sieht man die einförmige Wüste. Die Farbe des Nils ist gerade so, wie jene des Sandes, welcher seine Ufer bildet, und die Abstufung daher unmerklich.

Auf dem Rückwege begegnete ich vielen Fellahs, die ganze Körbe voll Datteln trugen; ich ließ gleich einen davon anhalten, um diese Götterfrucht zu kaufen. Leider waren sie aber noch unreif, hart, von Farbe ziegelroth, und schmeckten so schlecht, daß ich nicht eine genießen konnte. Erst acht oder zehn Tage später gab es reife. Diese hatten die braune Farbe der getrockneten, die zarte Haut ließ sich leicht abstreifen, und sie behagten meinem Geschmacke besser, wie die getrockneten, weil sie fleischiger und nicht so süß sind, wie diese. Eine noch viel köstlichere Frucht, die edelste in Syrien und Egypten, ist die Banane, die beinahe feiner schmeckt, als Ananas, und deren Fleisch so zart ist, daß es im Munde zerfließt. Diese Frucht läßt sich nicht trocknen, man kann sie daher nicht ausführen. Zuckermelonen und Pfirsiche gibt es im Überflusse, sie waren aber nicht sehr schmackhaft. Die Weintrauben fand ich in Alexandrien besser.

Die Bazare, die wir von allen Seiten durchritten, zeigten gar nichts Besonders an Stoffen oder eigenthümlichen Kunst- und Natur-Produkten.

Ich brachte im Ganzen acht Tage in Kairo zu, und benützte diese Zeit von früh Morgens bis Abends zur Beschauung der Merkwürdigkeiten.

Von Moscheen besah ich nur zwei, jene des Sultan Hassan und die des Sultan Amru. Um in erstere zu gelangen, mußte ich meine Schuhe ausziehen und in den Strümpfen über den, mit großen Steinplatten gepflasterten Hof schreiten. Die Steine waren von der großen Hitze so glühend, daß ich laufen mußte, um mir die Fußsohlen nicht zu verbrennen. Über die Schönheit des Baues kann ich kein Urtheil fällen, er ist zu einfach, als daß ein Nichtkenner die Schönheiten desselben heraus finden könnte. Die Moschee des Sultan Amru gefiel mir besser, sie hat mehrere Hallen, die durch viele Säulen gestützt werden. Nach meiner Ansicht dürften die Moscheen in Kairo aus einer älteren Zeit herrühren und ein ehrwürdigeres Ansehen haben als jene zu Konstantinopel, welche mir dagegen eleganter und großartiger vorkamen.

So besuchte ich auch die Insel Rodda, die gewiß den Namen eines der schönsten Gärten verdient. Sie liegt Alt-Kairo gegenüber, im Nil, und soll ein Lieblings-Spaziergang der Städter seyn. Ich war jedoch zweimal dort und traf Niemanden. Der Garten ist groß und enthält alle Gattungen tropischer Gewächse; hier sah ich das Zuckerrohr, das so ziemlich das Ansehen eines türkischen Maiskornstammes hat; die Baumwollstaude, die 5 bis 6 Schuh hoch wächst; die Banane, die kurzstämmige Dattelpalme, den Kaffeebaum u. s. w. Von Blumen erblickte ich ebenfalls eine Menge, die man bei uns nur mit großer Sorgfalt im Treibhause erzielt. Diese gesammte Pflanzenwelt ist äußerst sinnig geordnet, schön gehalten, und prangt in einer Frische, sonder gleichen. Die ganze Insel wird nämlich durch künstliche Kanäle des Abends

unter Wasser gesetzt, was in Egypten bei allen Pflanzungen der Fall ist, sonst wäre es bei dieser Hitze wohl nicht denkbar, daß Alles so herrlich, frisch und grün gedeihe. Die Sorge und Aufsicht über diesen Feenhain ist einem deutschen Ziergärtner anvertraut, was ich leider zu spät erfuhr, sonst würde ich ihn aufgesucht und über Manches um eine Erläuterung gebeten haben.

In der Mitte des Gartens steht eine schöne Grotte, welche von außen und innen mit den verschiedensten Muscheln des rothen Meeres überkleidet ist und einen überraschenden Eindruck macht. An dieser Stelle, zu der mehrere Wege führen, die sämmtlich, statt mit Sand, mit kleinen Muscheln bestreut sind, soll Moses im Binsenförcbchen gefunden worden seyn. Gleich am Garten befindet sich eine Sommerwohnung Mehemed Ali's.

Die Cisterne, in welche Joseph von seinen Brüdern versenkt wurde, findet man ungefähr eine Stunde außerhalb der Stadt, in einem Dorfe an dem Wege nach Suez. Eine Viertelstunde davon wies man mir in der Mitte eines Haines von Drangen und Citronen eine ungemeine große alte Sifomore, unter welcher die heil. Familie auf ihrer Flucht der Ruhe genoß, und eine Viertelstunde hiervon entfernt, befindet sich der Garten des Boghos Bey, in dessen Mitte einer der größten und schönsten Obelisken Ober-Egyptens, noch ganz gut erhalten und mit Hieroglyphen bedeckt, steht. Der Garten ist übrigens unbedeutend. In der Nähe soll Heliopolis gestanden seyn; gegenwärtig sieht man nicht die geringste Spur davon.

Diese Partie liegt zum Theil schon in der Wüste. Anfangs zieht sich wohl die Straße durch Alleen und an Gärten vorüber, dann aber dehnt sich, während man sich links noch immer an schöne Drangen- und Citronenhaine hält, rechts die

unübersehbare Wüste aus. Hier begegnete man fortwährend ganzen Karavanen von Kameelen; Dromedare sind dagegen eine höchst seltene Erscheinung.

Ausflug zu den Pyramiden von Giseh.

25. August 1842.

Um 4 Uhr Nachmittags verließ ich Kairo, fuhr über zwei Arme des Nils, und langte nach ungefähr zwei Stunden glücklich zu Giseh an. Wir mußten, da der Nil viele Orte unter Wasser gesetzt hatte, häufige Umwege machen, einige Male Kanäle übersezen und viel durch Wasser reiten; ja, wo es für unsere Esel zu tief war, uns sogar hinüber tragen lassen. In Giseh ging ich in Ermanglung eines Gasthauses, zu dem Kapellmeister, Herrn Klinger, an den ich von Kairo einen Empfehlungsbrief mitgebracht hatte. Herr K. ist ein geborner Böhme und als Musiklehrer der militärischen Jugend in den Diensten des Viceröy von Egypten. Ich ward hier sehr gut aufgenommen, und Herr K. hatte eine große Freude, wieder einmal mit Jemanden deutsch sprechen zu können. Wir unterhielten uns von Beethoven und Mozart, von Strauß und Tannner, nur von den jezigen Bravour-Kompositeurs Thalberg, Liszt u. A. — war noch nichts bis hierher gedrungen.

Ich ersuchte meinen gütigen Wirth, mich in die Anstalt der Hühnerbruten zu führen, die in Giseh ihren Siz hat. Er sandte nach dem Aufseher, aber zufälligerweise war er abwesend und hatte die Schlüssel eingeschlossen. In dieser Anstalt werden nämlich in den beiden Monaten März und April bei achttausend Stück Eier durch künstliche Wärme gezeitigt. Die Eier werden auf große flache Räume gelegt, und von unten in beständig gleich warmer Temperatur erhalten und täglich mehrmals umgewendet. Wenn tausend und tausend Hühnchen der Schale entsteigen, werden sie gleich verkauft, aber nicht nach Zahl oder Gewicht, sondern nach dem Maß. Diese Brutanstalt macht das Geflügel billig und häufig.

Nach einem angenehmen verplauderten Abend suchte ich, ermüdet vom Ritte und von der Hitze, mein Lager und freute mich sehr, auf dem weichen, elastischen Divan, der mir so freundlich entgegen lächelte, Kraft und Erholung für den kommenden Morgen sammeln zu können. Da bemerkte ich, als ich vom Divan Besitz nehmen wollte, an der Wand eine Unzahl kleiner, schwarzer Flecken. Ich nahm das Licht, um zu sehen, was es sei. Bald wäre mir vor Schreck der Leuchter entfallen, die ganze Wand war voll Wanzen. So etwas sah ich noch im Leben nicht. Nun war es vorbei mit Schlaf und Ruhe. Ich setzte mich auf einen Stuhl, und wartete bis Alles still und ruhig war. Dann schlich ich in die Vorhalle, und legte mich, in meinen Mantel gehüllt, auf die Steine.

Dem einen Ungeziefer entging ich, dem größeren aber, den zahllosen Mücken, blieb ich dennoch verfallen. So viele schlechte Nachtquartiere mir bereits auf meiner Reise geworden waren, dieses blieb das schlechteste.

Dagegen war es mir aber auch sehr leicht, lange schon vor Sonnenaufgang zur Weiterreise bereit zu seyn. Noch vor Tagesanbruch beurlaubte ich mich bei meinem freundlichen Wirth und ritt mit meinem Diener dem Niesenwerke zu. Da wir der Überschwemmung wegen auch heute wieder viele Umwege und Überfahrten machen mußten, gelangten wir erst nach anderthalb Stunden an den breiten Nil-Arm, der uns von der lybischen Wüste, in welcher die Pyramiden stehen, trennte, und über den ich mich von zwei Arabern mußte tragen lassen — eine der angenehmsten Expeditionen, die man sich denken kann. Zwei große, starke Männer stellten sich neben einander, ich mußte mich auf ihre Achseln setzen, und mich an ihren Köpfen halten, während sie wieder meine Füße horizontal über die Fluthen hielten. Diese gingen ihnen bei manchen Stellen beinahe bis an die Achsel, daß ich oft schon im Wasser zu sitzen glaubte. Dabei schwankten die Träger immer hin und her, weil sie nur mit vieler Mühe und Kraftanstrengung

dem Strome widerstehen konnten, so daß ich hinab zu fallen fürchtete. Diese unangenehme Passage dauerte über eine Viertelstunde. Nun hatten wir noch eine Viertelstunde durch tiefen Sand zu waten und standen am Ziele unserer kleinen Reise.

Natürlich sieht man die beiden kolossalen Pyramiden gleich außer der Stadt, und behält sie fast immer im Auge, allein auch hier war meine Erwartung und Vorstellung, die ich mir von ihnen gemacht hatte, viel größer gewesen; ich fand diese Riesenwerke nicht so überraschend. Ihre Höhe erscheint jetzt nicht mehr so außerordentlich, weil ein bedeutender Theil des untern Bodens versandet und dadurch dem Auge entzogen ist; auch steht weder Baum noch Hütte, noch sonst etwas in der Nähe, wodurch der Unterschied der Höhe mehr heraus gehoben würde.

Da es noch ziemlich früh und daher kühl war, zog ich es vor, die Pyramiden von außen zu ersteigen und dann erst hinein zu gehen. Mein Diener zog mir die Ringe vom Finger und steckte sie sorgfältig ein. Er sagte mir, diese Vorsicht sei höchst nöthig, weil die Kerle, die Einem an den Händen auf die Pyramiden hinauf ziehen, so geschickt die Ringe abzustreifen wüßten, daß man es selten bemerke.

Ich nahm zwei Araber, welche mir bei gar hohen Steinen die Hände reichten, und mich so hinauf zogen. Wer im Geringssten den Schwindel zu fürchten hat, der unternehme diese Partie ja nicht, er wäre rettungslos verloren. Man denke sich, eine Höhe von fünfhundert Fuß ohne Geländer und ohne bequeme Treppe zu erglimmen. Nur an einer einzigen Kante der Pyramide sind die ungeheuern Steine so viel von einander gearbeitet, daß sie wohl eine Art Treppe bilden, aber natürlich eine der beschwerlichsten, die es geben kann, indem viele dieser einzelnen Blöcke über vier Schuh hoch sind, ohne daß man an ihnen ein Plätzchen fände, den Fuß einzusetzen, um sich hinauf zu schwingen. Da stiegen denn immer die zwei Araber zuerst hinauf, reichten mir die Hände und zogen mich auf

diese Art von einem solchen Block auf den andern. Über die kleineren kletterte ich lieber allein. Nach drei Viertelstunden gelangte ich auf die höchste Spitze der Pyramide.

Träumend und sinnend stand ich lange da, und konnte es kaum fassen, daß auch ich unter die kleine Zahl gehöre, die so glücklich sind, den höchsten und unzerstörbarsten Bau menschlicher Kunst und menschlichen Fleißes anzustauen und bewundern zu können. Im ersten Augenblicke war ich kaum fähig einen Blick von dieser schwindelnden Höhe herab in die Tiefe und in die Ferne zu werfen, ich betrachtete nur die Pyramide und mußte mich ordentlich mit dem Gedanken vertraut machen, daß kein Traum mich daher gezaubert habe. Nach und nach erst kam ich zu mir selbst und betrachtete die weit unter mir ausgebreitete Landschaft. Von diesem Punkte aus konnte ich das Riesenwerk besser ermessen und ward mehr von seiner Größe hingerissen, als von unten, denn hier that es der Höhe keinen Eintrag, daß der untere Theil der Pyramide versandet war. Ich sah den Nil tief unten fließen, ich sah einige Beduinen stehen, die die Neugierde herbeigezogen hatte und von meiner Höhe betrachtet, wahrhaftigen Zwergen glichen. Ich sah im Hinaufsteigen die ungeheuern Felsblöcke im Einzelnen und in ihrem Umfange, und da begreift man wohl, daß diese Denkmäler mit Recht zu den sieben Wundern der Welt gezählt werden.

Schon auf dem Kastell war die Aussicht schön, hier oben aber, wo der Blick durch nichts als den Horizont und das Mokkatam-Gebirge begränzt ist, war sie noch viel großartiger. Weithin konnte ich den Strom mit seinen vielen, vielen Armen und Kanälen verfolgen, bis sich der Horizont zu ihm herabneigte und das Bild von dieser Seite schloß; und die Unzahl von Gärten, die die große, ausgebreitete Stadt mit ihren nächsten Umgebungen umfing, die große Wüste mit ihren Flächen und Sandhügeln, die langgedehnte Felsenkette des Mokkatam — Alles lag vor mir ausgebreitet, und lange

saß ich da, schaute um mich und dachte an all' meine Lieben daheim, mit denen ich so gerne die seligen Gefühle getheilt hätte, die mich hier erfaßten.

Doch nun war es Zeit, nicht bloß hinabzuschauen, sondern auch hinabzugehen. Die Meisten finden das Abwärtssteigen beschwerlicher als das Hinaufklettern. Bei mir war es umgekehrt. Am Schwindel leide ich nicht, und so stieg ich mit dem Gesichte nach vorn gewendet, auf folgende Art sehr schnell und ohne Hilfe der Araber hinab. Auf den kleinen Stufen sprang ich von der einen zur andern; kam ein drei oder vier Schuh hoher Fels, so setzte ich mich nieder und ließ mich hinabgleiten, und dieß alles machte ich so schnell und behende, daß ich lange vor meinem Diener hinabkam. Selbst die Araber zeigten ihre Freude über meine Gewandtheit und Furchtlosigkeit auf dieser gefährvollen Passage.

Nach einer kleinen Rast und einem eingenommenen Frühstück ging es in das Innere. Da muß man über einen Haufen von Sand und Steinen steigen, dann geht es abwärts zum Eingange, der ziemlich schmal und so niedrig ist, daß man oft gebückt gehen muß. Den Gang, der hineinführt, hätte ich ohne die Hülfe der Araber nicht betreten können. Er ist so abschüssig und führt über polirte Steine, daß ich sammt der Hülfe meiner Führer mehr hinabglitt, als ging. Das erste Gemach, das man betritt, heißt das Zimmer der Königin, es hat ganz die Größe und Höhe eines gewöhnlichen Zimmers. Von diesem führt ein noch viel schlechterer Weg in das Zimmer des Königs. Die Araber setzten die Füße in eingehauene Löcher ein, und klammerten sich mit der einen Hand an ausgehauene Stellen, während sie mit der andern mich nach sich zogen. Auch hier waren die Steine so glatt, daß man mehr darüber glitt als gehen konnte. Das Gemach des Königs ist größer und gleicht einem kleinen Saale. An einer Seite steht ein kleiner leerer Sarkophag ohne Deckel. Die Wände, sowohl der Gemächer, als auch der Gänge, sind

mit den größten und schönsten polirten Granit- oder Marmorplatten ausgetäfelt. In die andern Gänge oder vielmehr Löcher, welche noch zu besuchen gewesen wären, kam ich nicht. Für Gelehrte und Alterthumsforscher mag es wohl von großem Interesse seyn, jeden Winkel und jede Ecke zu durchsuchen; aber für eine Frau wie ich, die bloß eine grenzenlose Neigung zum Reisen hieher brachte, und die Kunst- und Naturschönheiten nur nach ihren einfachen Gefühlen zu betrachten vermag, genügte es, die Cheops-Pyramide von außen erstiegen und von innen nur so überhaupt gesehen zu haben. Diese Pyramide soll die höchste und größte seyn. Sie steht auf einem 150 Fuß hohen Felsen, von dem man aber nichts sieht, weil er tief unter Sand liegt; ihre Höhe soll über 500 Fuß betragen. Sie steht schon dreitausend Jahre und wurde von Cheops gegründet. Hunderttausend Menschen sollen 26 Jahre lang an ihr gearbeitet haben, und gewiß ist sie eines der interessantesten Werke, hinsichtlich der großen und vielen Felsenmassen, welche so kunstvoll in einander gefügt und für die Ewigkeit geschaffen zu sein scheinen. Sie sehen so fest und wohlerhalten aus, daß noch viele Reisende der kommenden Generationen hieher wandern und die schon längst angefangenen Untersuchungen fortsetzen können.

Die Sphinx, eine unendlich kolossale Statue, welche unweit der großen Pyramide liegt, ist so versandet, daß man nur den Kopf und einen kleinen Theil der Brust sehen kann. Der Kopf allein ist 22 Fuß lang.

Nachdem ich überall herumgegangen war und Alles gesehen hatte, trat ich meine Rückkehr an, besuchte abermal Herrn K., stärkte mich mit einem guten Imbiß und traf Abends glücklich wieder in Kairo ein. Als ich da meine kleine Börse aus der Tasche langen wollte, war sie verschwunden. Zum Glück hatte ich nur einen Kollonat mitgenommen. Man kann sich keinen Begriff machen von der Fertigkeit und Geschicklichkeit, welche die Beduinen und Araber im Stehlen besitzen.

Ich gab immer auf meine Sachen genau Acht, und dessen ungeachtet entwendeten sie mir Mancherlei. Auch die Börse mußten sie mir bei dieser Partie gestohlen haben. Ihr Verlust war mir sehr unangenehm, weil sich das Schlüsselchen zu meinem Koffer darin befand. Zum Glück traf ich aber auf einen geschickten arabischen Schlosser, der das Schließchen öffnete und einen neuen Schlüssel dazu verfertigte. Bei dieser Gelegenheit sah ich abermal, wie vorsichtig man in allen Dingen mit diesen Leuten seyn müsse, um nicht betrogen zu werden. Der Schlüssel sperrte gut auf und zu, und ich bezahlte ihn, doch gleich darauf bemerkte ich, daß er in der Mitte nur ganz schwach zusammen genietet sei und bald entzwei brechen würde. Da sah ich noch das Werkzeug des Arabers auf dem Boden liegen; ich bemächtigte mich desselben, und bedeutete dem Manne, ich würde es nicht eher ausfolgen, als bis er mir einen andern Schlüssel gemacht habe. Vergebens versicherte er mir, daß er ohne Werkzeug nicht arbeiten könne, allein er gab mir das Geld nicht zurück, und ich verweigerte das Werkzeug; nur auf diese Art kam ich zu einem neuen und guten Schlüssel.

Ich besuchte mehrere christliche Kirchen, worunter die griechische abermals die schönste war. Ich sah auf dieser Wanderung Gassen, daß kaum Platz für einen Reiter war; ja der Weg zur Armenischen Kirche führt durch so schmale Gäßchen und Pförtchen, daß wir unsere Esel zurücklassen mußten, und kaum so viel Raum fanden, daß ein Mensch dem andern ausweichen konnte.

Dagegen mag wohl wieder in der ganzen Welt kein größerer Platz zu finden seyn, als der Esbekieplatz hier in Kairo. Jener zu Padua ist vielleicht der einzige, der ihm an Größe ziemlich nahe kommen mag. Doch gleicht dieser Platz einem wahren Chaos. Elende Häuser, halb verfallene Hütten umgeben ihn, während man hin und wieder ein Stückchen von einer

Allee oder einem angefangenen Kanalbau entdeckt. Die Mitte ist voll Unebenheiten und mit Baumaterialien, als: Steinen, Holz, Ziegel, Balken u. s. w. bedeckt. Das größte und schönste Haus auf diesem Plage ist deshalb merkwürdig, weil es Napoleon während seines Aufenthaltes in Kairo bewohnte. Es wird jetzt zu einem prächtigen Gasthof umgestaltet.

Herr Konsul Ch. war so gütig, mir eine Einladungskarte in das Theater zu senden. Das Theater gleicht einem gewöhnlichen Hause, und enthält im Innern einen Saal mit einer Gallerie, der drei bis vierhundert Menschen fassen mag. Die Gallerie ist für die Frauen bestimmt. Die Schauspieler-Gesellschaft bestand aus Dilettanten, die ein Lustspiel in italienischer Sprache ziemlich gut aufführten. Das Orchester wurde durch vier Personen gebildet; nach dem zweiten Akt spielte der zwölfjährige Sohn des Herrn Konsuls einige Variationen auf der Violine recht brav.

Die Frauen, lauter Levantinerinnen, waren alle höchst elegant gekleidet. Sie trugen sich europäisch, hatten weiße Moufelinkleider an, und die Haare schön gesteckt und mit Blumen durchflochten. Frauen und Mädchen waren fast sämmtlich schön, ihr Teint so blendend weiß, wie man ihn selten in Europa findet. Das mag wohl daher kommen, weil sie beständig zu Hause sitzen, und sich der Luft oder der Sonne gar nicht preisgeben.

Den folgenden Tag besuchte ich die schreienden Derwische, die für mich ein großes Interesse hatten, da ich die zu Konstantinopel gehört und gesehen hatte. Der Saal, oder eigentlich die Moschee, in welcher ihre Andachtsübung Statt findet, ist sehr schön. Ich durfte aber hier nicht, wie in Konstantinopel, in den Saal unter die Männer, sondern ich wurde in einen Gang geführt, der in der Höhe angebracht ist und von dem ich durch vergitterte Fenster hinabsehen konnte.

Die Art der Andacht und der Begeisterung der Derwische ist wie in Konstantinopel, nur nicht gar so wüthend. Es

stürzte keiner vor Erschöpfung zusammen, auch das Geheul und Geschrei war gemäßigter. Dagegen nahmen viele gegen das Ende kleine Tamburins, schlugen beständig darauf und machten eine höllische Musik.

Auf dem Sklavenmarke war wenig Auswahl, es war fast Alles aufgekauft, und man erwartete täglich einen neuen Transport solcher Unglücklichen. Ich gab vor, einen Knaben und ein Mädchen kaufen zu wollen, damit man mich auch in die geschlossenen Abtheilungen führe. Da sah ich ein Paar Negermädchen von ausgezeichnete Schönheit. Ich hätte nie gedacht, so etwas Vollkommenes zu finden. Ihre Formen waren so rund und dabei dennoch so zart, daß sie gewiß jedem Bildhauer das schönste Modell geliefert hätten. Ihre Haut, von einer unvergleichlichen, sammtartigen Schwärze, besaß einen wunderschönen Glanz. Die Zähne waren schön geformt und von einer blendenden Weiße. Die Augen groß, und die Lippen etwas weniger aufgeworfen, als es sonst gewöhnlich bei diesem Volke der Fall ist. Die Haare trugen sie mehrfach gescheitelt, und kleine niedlich geordnete Lösschen umgaben den Kopf. Die armen Geschöpfe! Wer weiß, in welche Hände sie gerahen! Sie neigten traurig ihre Häupter, und keine Sylbe kam aus ihrem Munde. Der Sklavenmarkt machte hier einen traurigen Eindruck auf mich. Die Armen schienen nicht so fröhlich und heiter zu seyn, wie jene Sklaven waren, die ich in Konstantinopel auf dem Markte sah. Wie es mir schien, werden sie in Kairo schlecht gehalten, sie lagen unter kleinen Zelten, und wenn ein Käufer kam, wurden sie, nicht viel besser wie das Vieh, herausgetrieben. Ihre Blöße war höchst nothdürftig durch einige elende Lumpen bedeckt. Man sah nur traurige, matte Gestalten.

Während meines kurzen Aufenthaltes in Kairo fiel gerade eines der größten Feste der Muhamedaner, nämlich: Maschdalanscher oder der Geburtstag des Propheten. Dieses Fest wird gleich außerhalb der Stadt auf einem großen freyen Platz gefeiert. Da sind eine Menge, von vorn ganz offene,

große Zelte aufgerichtet, unter welchen man alle möglichen Berrichtungen sieht, in dem einen wird gebetet, da werfen sich die Derwische zu Boden und schreien zu ihrem Allah, — in einem andern treibt wieder ein Gaufler oder Erzähler sein Wesen. In der Mitte dieser Zelte steht ein ganz besonders großes Zelt, dessen Eingang mit Vorhängen geschlossen war. Da tanzten die Bajaderen. Jedermann hat Zutritt gegen eine kleine Gabe. Natürlich ging ich auch hinein, um diese berühmten Tänzer anzusehen. Es waren aber nur zwei Paar, zwei Jünglinge davon waren als Mädchen sehr zierlich gekleidet, und mit Goldstückchen reich geschmückt. Diese Jünglinge sahen sehr hübsch und niedlich aus, so daß ich sie wirklich für Mädchen hielt. Der Tanz selbst ist höchst einförmig, langsam und langweilig, und besteht in Hin- und Hertreten und einigen etwas frechen Bewegungen des Oberkörpers. Diese Bewegungen sollen sehr schwer zu machen seyn, indem die Tänzer dabei ruhig stehen und nur den Oberkörper zu bewegen wissen. Die Musik dazu besteht aus einem Tamburin, einem Dudelsack und einer Pseife. So viel man schon über die Frechheit dieser Tänze schrieb, so bin ich der Meinung, daß man bei unsern Balleten unendlich mehr Ursache hätte, darüber Bemerkungen zu machen. Es ist möglich, daß noch andere Tänze aufgeführt werden, woran das große Publikum nicht Theil nehmen darf, ich spreche nur von dem, was der Öffentlichkeit preisgegeben ist. Auch ziehe ich ein Volksfest im Oriente einem Volksfeste in unsern so hochgebildeten Staaten vor. Die ersteren machten mir viel Vergnügen, da das Volk im Ganzen sich sehr anständig benimmt. Es jubelt zwar, und stößt und drängt sich wie bei uns, man sieht aber keine Betrunknen, und höchst selten finden ernstliche Zänkereien Statt. Eben so erlaubt sich der gemeinste Mann nicht die geringste Unanständigkeit gegen das andere Geschlecht. Hieher zu diesem Feste würde ich ungescheut jedes Mädchen führen, was ich aber in Wien zum sogenannten Brigittens Kirchtag wohl unterlassen würde.

Das Volk war ungeheuer zahlreich versammelt und drängte sich in großen Massen, und dennoch kamen wir überall mit unsern Eseln durch.

Gegen 3 Uhr suchte mein Diener einen erhöhten Platz für mich, denn nun kam bald das Sehenswürdigste, und das Gedränge und der Lärm erreichten schon den höchsten Punkt. Da sah man endlich einen stattlichen Oberpriester auf einem prächtigen Pferde daher reiten; vor ihm gingen acht bis zehn Derwische mit flatternden Fahnen, und hinter ihm eine Menge Männer, unter welchen ebenfalls wieder viele Derwische waren. In der Mitte des Platzes hielt der Zug an; einige Soldaten drängten sich zwischen das Volk, theilten es auseinander und bildeten eine Straße. Wichen die Zuschauer nicht gleich gutwillig auf die Seite, so wurden sie mit dem Stocke zurecht gewiesen, dieß Verfahren brachte schnell eine treffliche Ordnung zu Stande.

Der Zug setzte sich nun wieder in Bewegung. Die Fahnenträger und die Derwische machten so tolle Geberden, als ob sie eben dem Narrenhause entsprungen wären. Am Orte angelangt, wo die Zuschauer eine Gasse bildeten, legten sich die Derwische und viele der Männer, welche mit ihnen gekommen waren, über quer, mit dem Gesichte zur Erde gewendet, auf den Boden, und zwar so, daß alle ihre Köpfe in gleicher Linie waren. Dann — o Entsetzen! — ritt der Oberpriester Schritt vor Schritt über die Rücken dieser Unglücklichen, wie über eine Brücke. — Darauf sprangen alle wieder auf, als wäre nichts besonders vorgefallen, und mischten sich mit ihren frühern Grimassen und Lärmen unter den forteilenden Zug. Ein Einziger blieb zurück und geberdete sich, als ob ihm der Rücken wäre eingetreten worden, allein nach einigen Augenblicken ging er eben so wohlgemuth weiter, wie seine Kameraden. Jeder der Mitwirkenden schätzt sich außerordentlich glücklich, zu dieser Auszeichnung zugelassen zu werden und dieser Stolz geht sogar auf die Verwandten und Freunde über.

S c h u b r a.

Den schönen Garten mit dem Lustschlosse des Vicekönigs von Egypten besuchte ich ebenfalls eines Nachmittags. Eine breite herrliche Straße zwischen Alleen von lauter großen Sicomoren, führt in anderthalb Stunden dahin. Gleich nach meiner Ankunft führte man mich in ein Nebengebäude, in dessen Hof ein großer schöner Elephant zu sehen war; ich hatte schon mehr dergleichen Thiere gesehen, allein so ein Prachtstück war mir noch nicht vorgekommen. Seine Größe war staunenswerth, sein Körper rein und glatt, die Haut ziemlich dunkelbraun.

Der Park ist wunderschön, die seltensten Gewächse sieht man neben unsern alltäglichen frei in der Natur voll Pracht und Blüthe gedeihen. Im Ganzen gefiel mir aber der Garten von Rodda noch viel besser. Auch der Pallast ist sehr schön. Die Plafonds der Zimmer sind hoch gewölbt und mit Verzierungen, Vergoldungen, Malereien und Marmor reich geschmückt. Die Zimmer der Gemahlin des Vicekönigs sind nicht minder prachtvoll. Von beiden Seiten führen breite schöne Treppen hinauf. Im Erdgeschoße liegt das Lieblingsgemach des Herrschers von Kairo, ganz nach Art der Damasker Empfangssäle ausgestattet. Ein Springbrunnen mit herrlichem Wasser verbreitet eine angenehme Kühle. Im Pallaste sind mehrere große Behälter für Papageien und andere der schönsten Vögel angebracht. Mehr aber, als dieß Alles, gefiel mir der unvergleichlich schöne Kiosk, der 130 Schritte lang und 100 Schritte breit, etwas entfernt vom Pallaste, und von den herrlichsten Säulengängen umgeben, im Garten liegt. Im innern Raum dieses Kiosk ist eine große wunderschöne Fontaine, und an den vier Ecken des Gebäudes sind Terrassen angebracht, über welche hinab das Wasser kleine Fälle bildet, sich mit dem Wasser der Fontaine vereint, und als ein mächtiger Strahl hoch in die Lüfte springt. Alles, der Pavillon, die Säulen, die Fußböden, die Fontaine &c.

ist mit weißem und lichtbräunlichen Marmor überkleidet; der Pavillon sogar für die Beleuchtung mit Gas eingerichtet.

Von diesem Göttersitze der Lebenden ritt ich zu den Todten, in die berühmte Gräberwelt, die sich in der Wüste befindet. Man sieht da eine Menge alterthümlicher Grabmäler, allein die meisten gleichen Ruinen, und ihre viel gepriesene Schönheit herauszufinden, bleibt der Einbildungskraft jedes Reisenden überlassen. Mir gefiel bloß das Grabmal der beiden Söhne Mehemed Ali's, in welchem auch die Hülle seiner Gemahlin ruht, — ein schönes Gebäude von Stein; fünf Kuppeln bedecken die Prachtgemächer, welche die Sarkophage enthalten.

Der versteinerte Dattelwald liegt dritthalb Stunden von Kairo entfernt; ich ritt zwar hinaus, allein viel war nicht zu sehen, höchstens hin und wieder Bruchstücke von Stämmen und einzelnen herumliegenden Holzversteinerungen. Man sagt, das Großartige dieses versteinerten Waldes beginne erst 8 oder 9 Stunden weiter, allein dahin kam ich nicht.

Während der Zeit, die ich in Kairo zubrachte, stieg die Hitze ein einziges Mal auf 36 Grad R., und ich hielt sie viel leichter aus, als ich mir vorstellte. Von Insekten oder Ungeziefer litt ich gar nichts. Nur Eswaaren durfte ich über Nacht nicht in meinem Zimmer stehen lassen. Eine Unzahl kleiner Ameisen bemächtigte sich gleich jeder Art Nahrungsmittel und ganz besonders des Brotes. Ich ließ einst des Abends eine Semmel auf dem Tische liegen, und fand sie am andern Morgen halb ausgehöhlt, von innen und außen von diesen Thieren bedeckt. Jede Hausfrau stellt die Füße der Tische, worauf sie Lebensmitteln bewahrt, in kleine Schüsselchen, die mit Wasser angefüllt sind, wodurch die Ameisen abgehalten werden.

Ausflug nach Suez.

26. August 1842.

Mein ursprünglicher Plan war, höchstens acht Tage in Kairo zuzubringen, und dann wieder zurück nach Alexan-

brien zu gehen. Allein je mehr ich sah, desto mehr wurde meine Neugierde erregt, und es drängte mich immer weiter und weiter. Beinahe in allen Formen und Arten hatte ich nun das Reisen versucht, nur eine Excursion per Kameel blieb mir noch übrig. Ich erkundigte mich nach der Entfernung, nach der Sicherheit und den Kosten einer Reise nach Suez an dem rothen Meer. Die Entfernung betrug 36 Stunden, die Sicherheit verbürgte man mir, und die Kosten wurden auf 250 Piaſter angeſchlagen.

Ich miethete alſo zwei tüchtige Kameele, eines für mich, das andere für den Diener und den Kameeltreiber, und nahm nichts mit, als Brot, Datteln, ein Stückchen gebratenes Fleisch und hart gekochte Eier. Auf beiden Seiten des Kameeles wurden Schläuche mit Waſſer gepackt, da wir uns für die Hin- und Rückreiſe damit verſehen mußten.

Dieſe Partie macht man gewöhnlich, wenn man jeden Tag zwölf Stunden reitet, hin und zurück in ſechs Tagen. Allein ich konnte erſt am 26. Auguſt nach Tiſch fort, und mußte, um das Dampfſchiff nach Alexandrien nicht zu verſäumen, längſtens am 30. wieder in Kairo ſeyn, hatte alſo nur fünfthalb Tage Zeit, daher war dieſe Reiſe die anſtengendſte, die ich je unternommen hatte.

Um 4 Uhr Nachmittags ritt ich vor das Stadthor, wo die Kameele uns bereits erwarteten; wir beſtiegen ſie und traten unſere Reiſe an.

Die Wüſte beginnt gleich außer dem Stadthore, allein noch hat man zur Linken durch etwa anderthalb Stunden den Anblick des fruchtbarſten Landes, biß man endlich Stadt und Baum, und alles Grün hinter ſich läßt, und auf allen Seiten von einem Sandmeere umgeben iſt.

Die erſten vier, fünf Stunden gefiel mir dieſe Art des Reiſens nicht übel. Ich hatte ſo viel Raum auf meinem Kameele, konnte mich bald vor, bald rückwärts ſetzen, hatte eine Flaſche Waſſer und Lebensmittel an meiner Seite, die Hitze war nicht

mehr drückend, ich fühlte mich recht behaglich, und sah ordentlich stolz von meinem hohen Throne herab, auf alle vorüberziehenden Karavanen. Selbst die schaukelnde Bewegung des Kameeles, welche manchen Reisenden dieselben Übelkeiten und Erbrechen verursacht, wie auf dem Meere, schadete mir nichts. Aber nach mehreren Stunden fing ich an, das Unbequeme und höchst Beschwerliche einer solchen Reise zu fühlen. Das Schaukeln ward mir peinlich und ermüdend, da ich mich nirgends stützen oder anlehnen konnte. Das Bedürfniß des Schlafes gesellte sich auch dazu, und man kann sich vorstellen, welchen Strapazen ich mich unterzog. Allein ich wollte nach Suez, und wäre alles noch ärger gewesen, ich wäre dennoch nicht umgekehrt. Ich nahm alle meine Geduld zusammen und ritt unausgesetzt fünfzehn Stunden, von 4 Uhr Nachmittag bis 7 Uhr früh des andern Tages.

Wir kamen in der Nacht an vielen, theils gehenden theils ruhenden Kameelzügen, die oft hundert Stücke zählten, vorüber. Es stieß uns nicht die geringste Unannehmlichkeit zu, obwohl wir uns an keine Karavanne schlossen und unsern Weg ganz allein verfolgten.

Von Kairo bis Suez sind von sechs zu sechs Stunden Wachtposten ausgestellt; bei jedem solchen Posten steht ein kleines Häuschen mit zwei Zimmerchen für Reisende. Diese Häuschen ließ ein englischer Wirth, der in Kairo etablirt ist, erbauen. Doch können da nur sehr reiche Reisende eintreten, denn Alles hat einen ungemeinen Preis. So z. B. zahlt man für ein Bett über Nacht 100 Piafter, für ein Hühnchen 20 Piafter, für eine Flasche Wasser 2 Piafter. Die meisten Reisenden kampiren vor dem Hause. Auch ich machte es so, und legte mich, während die Kameele ihr mageres Frühstück verzehrten, auf eine Stunde in den Sand. Meine Gesundheit und Körperkraft sind, Gott sei Dank, wirklich so vortrefflich, daß ich nur wenig Ruhe brauche, um neu gestärkt

aufzustehen. Nach dieser Stunde der Erholung bestieg ich mein Kameel wieder und setzte meine Reise fort.

27. August 1842.

Man kann sich leicht einen Begriff machen von der Stille, Ruhe und Ausgestorbenheit der ganzen Natur, von der man hier umgeben ist. Das Meer, wo man doch nichts als Wasser um sich hat, bietet ungleich mehr Abwechslung und Leben. Schon das Rauschen und Durchgreifen der Räder, die heran nahenden Wogen, das Aufhissen und Herablassen der Segel, das Gedränge und Leben auf dem Schiffe u. s. w. bringt doch immer wechselnde Bilder in das im Ganzen einförmige Leben. Selbst der Ritt durch Steinwüsten, wie ich deren doch mehrere in Syrien gemacht hatte, ist nicht so einförmig; man hört doch wenigstens den Tritt des Pferdes, den Laut manches rollenden Steines, und die Aufmerksamkeit des Reisenden wird wenigstens in so fern in Anspruch genommen, daß er jeden Schritt des Pferdes gehörig leiten muß, um den Gefahren des Stürzens zu entgehen. Doch nichts von all' dem findet man auf einer Reise in einer Sandwüste. Kein Vogel durchkreiset die Luft, kein Schmetterling erfreut unser Auge, kein Insekt, kein Wurm kriecht auf dem Boden, man sieht kein lebendes Geschöpf, als die kleinen Aasgeier auf den Kadavern der gefallenen Kameele. Selbst die Tritte der schwerfüßigen Kameele ersterben im tiefen Sande, und nie hört man etwas Anderes, als höchstens das Gebrüll dieser Thiere, welches sie gewöhnlich anstimmen, wenn sie der Führer zum Niederlegen zwingt, um sie ihrer Last zu entladen; diese Bewegung muß den armen Thieren vermuthlich wehe thun. Der Führer schlägt das Kameel auf die Knie und zieht es mit dem Stricke, welcher um den Kopf befestiget ist, zu Boden. Bei dieser Operation muß man sich sehr fest halten, um nicht herabzustürzen, den plötzlich läßt sich das Thier auf die Vorderknie, dann auf die Hinterbeine und setzt sich endlich gänzlich auf den Boden. Wenn man auf dies Thier hinauf

klettert, muß man ebenfalls Acht geben und sehr flink seyn, denn wie es nur merkt, daß man den Fuß auf seinen Hals setzt, will es auch schon aufspringen.

Wie gesagt, sieht man auf dieser Reise nichts, als viele und lange Züge von Kameelen, von denen Eines hinter dem Andern schreitet, und deren Treiber sich den Weg mit eintönigen, unharmonischen Liedern verkürzen. Überall liegen ganze oder halb aufgezehrte Kadaver dieser „Schiffe der Wüste“ zerstreut umher, und Schakale oder Aasgeier nagen daran. Selbst noch lebende Kameele sieht man manchmal umher schwanken, die, zum Dienste schon unfähig, von ihren gefühllosen Herren dem Hungertode Preis gegeben werden. Wohl nie wird das Bild eines solchen armen Thieres aus meinem Gedächtnisse schwinden, das ich in der Wüste sich hinschleppen und ängstlich nach Nahrung und Wasser suchen sah. Wie grausam ist doch der Mensch! Könnte er den Leiden eines solchen Wesens nicht mit einem Messerstiche ein Ziel setzen?

Man sollte glauben, die Luft in der Nähe dieser gefallenen Thiere müsse verpestet seyn, allein dieß ist hier viel weniger der Fall, als in minder heißen Gegenden, da die Kadaver hier durch die reine Luft und den heißen Wind mehr austrocknen als verfaulen.

Auch unser Stück gebratenes Fleisch hatte selbst am fünften Tage noch keinen Geruch. Die hartgesottenen Eier, die mein Diener so ungeschickt eingepackt hatte, daß sie in der ersten Stunde gleich zerquetscht wurden, geriethen nicht in Fäulniß. Fleisch und Eier waren zusammengeschrumpft und ganz ausgetrocknet. Das Weißbrot war am dritten Tage hart wie Schiffszwieback, so daß wir es zerschlagen und in Wasser tauchen mußten. Unser Trinkwasser wurde täglich schlechter und von den lebernen Schläuchen, in welchen wir es bei uns führten, täglich übelriechender. Die armen Thiere bekamen bis Suez keinen Tropfen zu trinken; zur Nahrung gab man ihnen nur einmal des Tages eine Gattung schlechter Hülsenfrüchte.

Von 8 Uhr Morgens zogen wir wieder fort, bis ungefähr 5 Uhr Nachmittags. Eine Stunde früher erblickte ich auf einmal das rothe Meer und dessen Umgebung. Ich war über diesen Anblick sehr erfreut, denn in höchstens einer Stunde, schien es mir, könnten wir es erreichen, und da wäre denn die beschwerliche Reise nach Suez geendet. Ich rief meinen Diener, wies ihm das Meer, und äußerte meine Verwunderung, daß wir schon so schnell in die Nähe von Suez gekommen seyen. Er behauptete, dieß sei nicht das Meer, sondern eine Fata Morgana. Ich wollte ihm nicht glauben, weil ich es gar zu natürlich und zu nahe sah. Aber nach einer Stunde waren wir noch eben so weit davon entfernt, und endlich verschwand dieses Trugbild ganz und ich sah erst des folgenden Tages gegen 6 Uhr früh das wirkliche Meer, gerade so und mit denselben Umgebungen, wie ich es Abends zuvor gesehen hatte.

Um 5 Uhr Nachmittags machten wir endlich Halt. Ich legte mich beinahe ganz erschöpft auf den Sand, wo ich über drei Stunden herrlich schlief. Da weckte mich mein Diener und sagte, es sei eine Karavane vor uns, an welche wir uns anschließen müßten, da die noch folgende Wegestrecke nicht so sicher sei, wie jene, die wir die vorige Nacht durchzogen hätten. Ich war gleich bereit, bestieg mein Kameel, und um 8 Uhr Abends ging es wieder weiter.

In kurzer Zeit hatten wir die Karavane eingeholt, und unsere Thiere wurden den vorangehenden angereiht, so daß jedes an seinen Vorgänger mit einem Strick gebunden war. Es war schon ganz dunkel, und ich konnte von den Leuten, die vor mir auf einigen Kameelen saßen, nur so viel erkennen, daß es eine arabische Familie war. Sie reisten in Verschlägen, die gleich Hühnersteigen ungefähr $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, 4 Fuß breit und eben so lang waren. In einem solchen Kasten saßen zwei, drei Menschen mit kreuzweis unterschlagenen Beinen. Manche hatten sogar ein leichtes Zelt über den Verschlag gespannt. Plötzlich rief eine Weiberstimme meinen Namen.

Ich stugte und meinte nicht recht gehört zu haben, denn wer in der Welt sollte hier mit mir zusammentreffen, der noch dazu meinen Taufnamen wußte? Doch abermals rief es sehr verständlich „Ida! Ida!“ Da kam ein Diener herbei und sagte mir, auf dem vordern Kameele saßen einige Araberinnen, welche mit mir die Reise auf der Nilbarke von Atfé nach Kairo gemacht hätten. Sie ließen mir sagen, sie seien jetzt auf dem Wege nach Mekka, und hätten eine große Freude mich nochmals zu sehen. Ich war wirklich äußerst überrascht, so fest im Gedächtniß dieser guten Menschen zu leben, daß sie sogar meinen Namen noch nicht vergessen hatten.

In dieser Nacht sah ich eine herrliche Naturerscheinung, die mich so überraschte, daß ich im ersten Augenblick unwillkürlich einen leisen Schrei ausstieß. Es mochte ungefähr gegen elf Uhr gewesen seyn, da erhellte sich plötzlich links vor mir der Himmel, als ob Alles in Feuer stünde; eine große feurige Kugel durchfuhr mit Blitzesschnelle die Luft, senkte sich zur Erde, im selben Augenblicke erlosch das Leuchten der Atmosphäre und das vorige Nachtdunkel war wieder über die Gegend gebreitet. — Ich ritt heute abermals die ganze Nacht durch.

28. August 1842.

Um 6 Uhr Morgens erblickte ich das rothe Meer. Schon früher zeigt sich rechts die Gebirgskette des Mokkatam. Ungefähr anderthalb Stunden vor Suez kamen wir an einen Brunnen, der schlechtes, salzig schmeckendes Wasser enthält. Dessen ungeachtet ging es hier äußerst lebhaft zu. Die Leute lärmten und schrien, zankten und balgten sich; Kameele, Esel, Pferde und Menschen drängten und stürmten zu den Brunnen, und wer ein Bißchen Wasser erobert hatte, fühlte sich überglücklich.

Gleich neben diesem Brunnen liegt eine Kaserne, an dem Brunnen selbst ist beständig Militär aufgestellt, um mit dem Stocke Frieden zu stiften.

Das Städtchen Suez sieht man von hier aus sehr deut-

lich am Meere ausgebreitet liegen. Die bedauernswürdigen Städter müssen ihren Wasserbedarf entweder hier, oder zwei Stunden unterhalb Suez an der Meeresküste holen lassen. Ersterer Transport geschieht durch Kameele, Pferde und Esel, letzterer zu Meer auf Booten und kleinen Schiffen.

Das Meer zeigt sich hier ziemlich schmal und eingerahmt in gelbbraunlichen Sand, dann gleich über der Meerenge selbst ist die Fortsetzung der großen lybischen Flugsandwüste. Der Gebirgszug des Mokkatam zieht auf der rechten Seite der Wüste von Kairo an das rothe Meer. Man verliert diese Kette ganz aus dem Gesichte, bis auf die letzten zehn, zwölf Stunden, bevor man Suez erreicht. Dieses Gebirg ist nicht hoch und ganz fahl, aber dennoch ruht der Blick mit Vergnügen auf den verschiedenartigen Formen seiner Felsen.

Nachdem wir über eine Stunde am Brunnen geruht hatten, ohne für unsere armen Thiere Wasser erlangen zu können, beilten wir uns, die Stadt zu erreichen. Um 9 Uhr früh befanden wir uns bereits in ihren Mauern. Über Stadt und Gegend ist nichts zu sagen, als daß beide einen höchst traurigen Anblick gewähren. Von einem Garten oder auch nur von einigen Bäumen ist nirgends etwas zu sehen.

Ich machte dem Herrn Konsul meine Aufwartung und stellte mich ihm als österreichische Unterthanin vor. Er war so gütig, mir in seinem Hause ein Zimmer anzuweisen, und ließ mich durchaus in keinem Gasthose absteigen. Schade, daß ich nur durch einen Dragoman mit ihm sprechen konnte. Als geborner Grieche sprach er nur seine Muttersprache und arabisch. Er ist der reichste Kaufmann in Suez (man schätzt ihn auf 150,000 Collonati), was viel sagen will, und bekleidet die Stelle eines Konsuls von Oesterreich und Frankreich nur als Ehrenposten.

In dem Städtchen selbst ist gar nichts Merkwürdiges zu sehen. Am Meere zeigte man mir die Stelle, wo Moses die Israeliten hindurch führte. Das Zurücktreten des Meeres

zur Ebbezeit ist hier so außerordentlich, daß ganze Inseln zum Vorschein kommen, und daß zu dieser Zeit auch heutigen Tages noch immer ganze Karavanen durchziehen, weil dann das Wasser den Kameelen nicht einmal bis an den Bauch reicht. Die Beduinen und Araber gehen sogar durch. Da es gerade Ebbezeit war, so ritt auch ich durch, um wenigstens sagen zu können: ich habe es den Israeliten gleich gethan. Am Ufer fand ich einige hübsche Muscheln, doch fischt man die wahren Schätze dieser Art erst einige Tagesreisen höher hinauf bei Ton. Von Perlmuttermuscheln sah ich ganze Ladungen transportiren.

Ich blieb bis vier Uhr Nachmittags in Suez, wo ich durch eine herrliche Mahlzeit und ziemlich gutes Wasser meine Kräfte wieder vollkommen hergestellt hatte. Der Konsul läßt den Bedarf des Trinkwassers sechs Stunden weit herbringen, denn alles nähere Wasser schmeckt salzig. Er war so gütig, mir eine Flasche Wasser mit auf dem Weg zu geben. Im Gasthofe zu Suez kostet eine Flasche Wasser zwei Piaster.

Die erste Nacht meiner Rückreise brachte ich theils in einem Beduinen-Lager, theils auf dem Wege in Gesellschaft der einen oder andern Karavane zu. Die Beduinen lernte ich als gute, gefällige Menschen kennen, ich konnte mich ungestört hinbegeben wo ich wollte, und wurde von ihnen nie im Geringsten beleidigt. Im Gegentheile brachten sie mir, als ich mich in ihrem Lager befand, eine Kiste und eine Strohmatte, um mir einen guten Sitz zu bereiten.

Die Rückreise war eben so einförmig, langweilig und ermüdend wie die Hinreise, mit dem einzigen Unterschiede, daß ich am letzten Tage noch einen Zank mit meinen Leuten hatte. Ich war nämlich durch einen sehr anhaltenden Ritt äußerst ermüdet und befahl meinem Diener die Kameele einzuhalten, weil ich einige Stunden schlafen wolle. Allein der Spitzbube wollte nicht gehorchen und gab vor, die Gegend sei unsicher, und wir müßten trachten, eine Karavane zu er-

reichen. Dieß war jedoch nichts als eine Ausrede, um so schnell als möglich nach Hause zu kommen. Ich ließ mich aber nicht abschrecken, und bestand auf meinem Begehren. Ich gab vor, mich neuerdings beim Konsul in Suez wegen der Sicherheit erkundigt und erfahren zu haben, daß durchaus nichts zu fürchten wäre. Dessen ungeachtet gehorchten sie nicht und zogen fort. Nun wurde ich böse und befahl dem Diener abermals, mein Kameel stehen zu lassen, indem ich fest entschlossen sei, keinen Schritt weiter zu gehen.

Kameele und Leute, sagte ich ihm, hätte ich gemiethet, folglich hätte ich auch zu befehlen; wolle er nicht gehorchen, so möge er nur sammt dem Kameeltreiber weiter ziehen. Ich würde mich dann an die erste Karavane, die käme, anschließen, und ihn, sollte mich die Klage noch so hoch kommen, schon vor Gericht zu finden wissen. Der Kerl ließ nun mein Kameel stehen und zog mit den Andern und mit dem Treiber fort. Vermuthlich dachte er, mich auf diese Art zu schrecken, so, daß ich ihm gleich folgen würden; — aber da irrte er sich; — ich blieb fest auf meinem Plaze stehen, und so oft er sich umsah, winkte ich ihm, nur fort zu gehen, ich würde da bleiben. Da er nun meine Unererschrockenheit und Festigkeit sah, kehrte er um, kam zu mir, ließ mein Kameel niederknien, half mir herab und bereitete mir auf dem Sande ein Plätzchen, wo ich bei fünf Stunden unvergleichlich schlief. Dann ließ ich zusammenpacken, stieg wieder auf und zog fort.

Durch dieß Benehmen schreckte ich die Kerls so, daß sie mich stets nach einem Ritte von mehreren Stunden fragten, ob ich rasten wolle oder nicht. Der Kameeltreiber wagte es nicht einmal bei der Ankunft in Kairo, um den gewöhnlichen Backschisch zu bitten, und der Diener bat um Verzeihung und zugleich, daß ich dem Herrn Konsul nichts von diesem Austritte sagen möchte.

Die größte Hitze auf dieser Reise betrug 43 Grad R., und wenn kein Luftzug ging, war es so glühend heiß, daß man zu ersticken fürchten mußte.

Die Reise von Kairo nach Suez kann man auch zu Wagen, und zwar in zwanzig Stunden machen. Der englische Wirth, welcher in Kairo etablirt ist, ließ eigens zu dieser Reise einen äußerst leichten viersitzigen Wagen bauen, welcher von vier Pferden gezogen wird. Ein Platz darin kostet aber fünf Pfund Sterling für die Hinreise, und eben so viel für die Rückkehr.

Den folgenden Tag fuhr ich wieder wie früher auf einer arabischen Barke nach Alexandrien.

Vor meiner Abreise hatte ich noch einen tüchtigen Streit mit meinem gewöhnlichen Eseltreiber. Diese, wie überhaupt alle Fellahs, betrügen und übervorthheilen die Fremden, wo sie nur können, besonders aber mit dem Gelde. Da haben sie meistens falsche Münzen bei sich, welche sie im Augenblicke der Bezahlung geschickt wie ein Taschenspieler umtauschen. So machte es mein Eseltreiber, als ich zur Barke ritt, ebenfalls; weil er nun wohl wußte, daß ich seiner nicht mehr bedürfe, wollte er mich zu guter Letzt noch pressen. Dieser Betrug ärgerte mich dermaßen, daß ich, obwohl ganz allein unter diesem Volke, mich doch nicht enthalten konnte, ihm mit der Reitgerte, die ich noch in der Hand hielt, ernstlich zu drohen. Dieß wirkte, er trat seinen Rückzug an, und ich hatte meinen Prozeß gewonnen.

Man würde sich sehr irren, wenn man dächte, ich theile dergleichen Begebenheiten mit, um etwa mit meinem Muth zu prahlen. Ich glaube, wer es weiß, daß ich die mühevollen Reise allein unternahm, der wird mich schwerlich unter die Furchtsamen zählen. Man möge aus solchen kleinen Erlebnissen nur entnehmen, wie man mit diesen Leuten umgehen muß. Nur durch festen Willen kann man ihnen imponiren, und ich bin überzeugt, sie fanden dieß Benehmen an einer Frau so außerordentlich, daß sie sich dadurch nur um so mehr einschüchtern ließen.

Rückreise von Kairo nach Alexandrien und Malta.

5. September 1842.

Am 2. September Abends um 5 Uhr hatte ich meine Rückreise nach Alexandrien angetreten. Der Nil war während meines vierzehntägigen Aufenthaltes in Kairo noch bedeutend gestiegen, und der Anblick der Gegend dadurch um so interessanter geworden. Nach drei Tagen kam ich glücklich in Alexandrien an, wo ich abermals bei Colombier einkehrte.

Ich mußte noch zwei Tage auf die Abfahrt des französischen Dampfschiffes warten, und benützte diese Zeit, die Stadt sammt den Umgebungen etwas näher zu betrachten.

Bei meiner Anfurst in Alexandrien begegnete ich zwei egyptischen Begräbnissen. Das erste war das eines Armen, — da ging keine Seele mit. Die Leiche lag in einem hölzernen Breterverschlage ohne Deckel, ein grober Kogen war über den Todten gebreitet, und vier Männer trugen den Sarg. Das zweite Begräbniß war schon hübscher. Der Sarg war zwar auch nicht zierlicher, jedoch war der Todte mit einem schönen Shawl überdeckt, und vier Klageweiber schritten hinten nach, und erhoben von Zeit zu Zeit ein furchtbares Geheul. Eine Menge anderer Leute folgten dem Sarge in bunter Ordnung. Der Verstorbene wurde ohne Sarg in die Grube gelegt.

Die Katafomben in Alexandrien sind sehenswerth und von bedeutender Ausdehnung. Eine halbe Stunde davon entfernt findet man die berühmte große Ebene, auf welcher einst das Heer Julius Cäsars aufgestellt war. Die Cisterne und das Bad der Cleopatra waren beide voll Wasser, ich konnte daher nichts als den Ort, wo sie standen, sehen.

Der Pallast des Vicekönigs, ein großes Gebäude, mehr nach europäischer Form, nimmt sich recht hübsch aus. Seine innere Einrichtung ist größtentheils europäischer Art.

Der Bazar enthält nichts Ausgezeichnetes. Das Arsenal sieht von außen sehr großartig aus. Hinein zu kommen ist schwer, man setzt sich der Gefahr aus, von den Arbeitern beleidigt zu werden. Das Spital gleicht einem großen Privathause.

Auffallend erschien mir das hohe Agio, welches man in Egypten bei kleinen Geldwechselungen bezahlen muß. Bei Wechselung eines Collonato, einer in diesem Lande sehr beliebten Münze, im Werthe von zwei Gulden Conventions-Münze, muß man einen halben bis zwei Piafter verlieren, je nach der Sorte der Scheidemünze, die man dafür haben will. Tauscht man Beschlifs *) dagegen ein, zahlt man einen halben Piafter Agio, tauscht man für den ganzen Collonat einzelne Piafter ein, so verliert man zwei Piafter. Bei der Regierung wird der Collonat zu zwanzig Piafter gerechnet, im gewöhnlichen Umtausche zu zwei und zwanzig, und auf den Konsulaten zu ein und zwanzig.

Abreise von Alexandrien.

7. September 1842.

Um acht Uhr Morgens begab ich mich an Bord des französischen Packet-Dampfbootes „Eurotas,“ eines wunderschönen großen Schiffes von 160 Pferdekraft. Um neun Uhr wurden die Anker gelichtet.

Das Wetter war höchst ungünstig. Es regnete zwar nicht, allein wir hatten beständig Gegenwinde und meist hohes Meer. Dieß war auch Ursache, daß wir die Insel Candia erst am Abende des dritten Tages erblickten, um vierundzwanzig Stunden später als bei günstiger Witterung.

Zwei Frauen, die von Alexandrien die Fahrt bis Syra

*) Ein Beschlif gilt in der Türkei 5 Piafter und in Egypten nur vier Piafter.

mitmachten, wurden so heftig von der Seefrankheit ergriffen, daß sie gleich in den ersten Stunden nach der Abfahrt verschwanden und nicht eher zum Vorschein kamen, als bis in Syra gelandet wurde. Eine höchst bequeme Einrichtung auf dem französischen Schiffe ist die Anwesenheit einer Dienerin, welche in solchen Fällen wirklich äußerst nothwendig wird. Gott Lob! ich hatte von der Seefrankheit nicht leicht etwas zu befürchten. Da mußte es schon gar arg stürmen, so wie z. B. auf dem schwarzen Meere, bis meine Natur erschüttert wurde, und selbst dann war ich gleich wieder hergestellt. Ich lebte während der ganzen Fahrt, selbst bei Sturm und Wetter, stets auf dem Verdecke, so daß mir bei Tage auch nicht das kleinste Inselchen entging.

Am 10. September 1842

spät Abends entdeckten wir die Insel Candia (Kreta), am andern Morgen kamen wir ihr ziemlich nahe. Wir sahen aber nichts, als unfruchtbare, kahle Berge, der höchste darunter, mein Namensträger „Ida,“ sah ebenfalls nicht reizender aus, als die übrigen. Rechts erblickten wir die Insel Scarpanto. Wir ließen sie bald hinter uns, eben so die Inseln der Brüder und noch mehrere andere, darunter manche kleine unbewohnte Eilande und einzeln stehende pittoreske Felsenkolosse, die hoch und majestätisch über das Meer ragten. Später kamen wir an den Inseln Santorin und Anaph vorüber.

Letztere ist besonders schön. Im Vordergrund derselben liegt ein Dorf am Fuße eines hohen Berges, auf dessen felsiger Spitze ein Kirchlein steht. Auf der einen Seite, dem Meere zu, fällt dieser Felsenberg so senkrecht ab, als ob er mit einer Säge geschnitten wäre.

Seit wir Candia erblickt hatten, waren wir nicht mehr in's hohe Meer gekommen. Kaum verschwand uns die eine Insel, so zeigte sich schon wieder eine andere.

Am 11. September 1842

Morgens zwischen 3 und 4 Uhr erreichten wir Syra. Wegen der schrecklichen Gegenwinde, welche uns beinahe auf der ganzen Fahrt nicht verlassen hatten, waren wir um einen Tag später angekommen, und blieben dafür statt anderthalb Tage nur einen halben Tag. Uns Weiterreisenden war dieß sehr gleichgiltig, denn ans Land durften wir ohnehin nicht, weil wir aus Egypten kamen. Die hier Landenden wurden in die Quarantaine expedirt.

Syra hat einen schönen Hafen. Vom Bord aus übersieht man die ganze Stadt und deren Umgebung. Gleich vom Fuße des Gestades erhebt sich ein spiziger, ganz isolirt stehender Berg, auf dessen Gipfel eine Kirche sammt Kloster ruht, der Sitz des Bischofs. Die Stadt zieht sich gleich mehreren Kränzen rund um den Berg, bis beinahe an die kirchlichen Gebäude. Der Hintergrund bietet ein trauriges Bild — ein kahles Gebirge. Der Leuchthurm steht auf einer kleinen Insel; die Quarantaine, die von außen recht freundlich aussieht, liegt von Syra etwas entfernt, am Meeresufer.

Es war gerade ein Sonntag, als wir hier anlangten, und da Syra zu Griechenland gehört, so hörte ich hier, wie am Libanon, Glockengeläute, welches mich abermals mit unnennbarer Wehmuth erfüllte. Weiß man doch die Heimath nie so zu schätzen, als wenn man einsam und allein, nur auf Fremde angewiesen, so weit von seinem väterlichen Boden entfernt ist.

Gerne hätte ich hier einen kleinen Abstecher nach Athen gemacht, denn die Entfernung beträgt höchstens zwölf Stunden, allein ich hätte hier wieder Quarantaine halten müssen, und wenn ich dann Griechenland verlassen hätte, vielleicht irgend wo anders zum drittenmale, das wäre mir zu viel gewesen; daher zog ich es vor, in die Quarantaine nach Malta zu gehen, wo es mit einem Male abgethan war.

Noch denselben Tag um 2 Uhr gingen wir wieder unter Segel. Ich blieb auch heute, wie an den folgenden Tagen so lange als möglich auf dem Verdecke, und achtete weder Sturm noch Wind, um eine Insel nach der andern an mir vorüberziehen zu lassen. Eine erschien und verschwand, nur um einer andern wieder Platz zu machen. Auch einzelne Felspartien erhoben sich gigantisch aus dem Meeresgrunde und mischten sich in dieß wechselnde Panorama.

Wir sahen rechts in weiter Ferne Paros und Antiparos, links die bedeutendern Inseln Chermia, und kamen endlich ganz nahe an Cervo (Hirscheninsel) vorüber, welche sich besonders durch die schönen Formen ihrer Gebirge auszeichnet. Ebenfalls ganz abgesondert, wie in Syra, steht da ein spitziger, einzeln stehender Berg, um welchen sich rund herum bis zur Spitze ein Städtchen windet.

12. September 1842.

Als ich mich heute Morgens mit der Sonne zugleich auf dem Verdecke einfand, hatten wir rechts das Festland Morea im Angesicht, — eine große Ebene, auf welcher mehrere Ortschaften zerstreut liegen; den Hintergrund bilden kahle Gebirge. Von Morea weg schifften wir wieder auf hohem Meere.

Der heutige Tag hätte für uns bald ein trauriges Ende nehmen können. Ich saß wie gewöhnlich auf dem Verdecke, als plötzlich auf dem Schiffe eine ungewöhnliche Bewegung unter den Matrosen und deren Vorgesetzten entstand, und selbst der Kommandant schnell herbeieilte. Ich wagte jedoch Niemanden zu fragen, was vorgefallen sei, denn so höflich die Franzosen sonst auch sind, eben so anmaßend und stolz benehmen sie sich auf den Packet-Dampfbooten.

Ich blieb also ruhig auf meinem Plätzchen, und begnügte mich, jede Bewegung der Offiziere und der Mannschaft zu beobachten. Mehrere stiegen in das Kohlenmagazin und kamen

ganz erhitzt, von der Kohle schwarz gefärbt und von Wasser triefend zurück. Endlich flog ein Schiffsjunge an mir vorüber und ich fragte ihn, was vorgefallen wäre? Er sagte mir ganz leise, im Kohlenmagazin sei Feuer ausgekommen. Nun wußte ich die Gefahr, in welcher wir schwebten, und — konnte nichts thun, als erwarten, was das Schicksal mit uns beschlossen habe. Das größte Glück bei diesem Unglücke war, daß es sich bei Tag ereignete, und daß es der Maschinist gleich entdeckte. Das ganze Magazin wurde durch doppelte Pumpen unter Wasser gesetzt, und das Feuer glücklich gelöscht. Die Reisenden erfuhren gar nichts von der Gefahr, die ihnen gedroht hatte, sie saßen oder schliefen alle in den Kajüten; kein Matrose durfte dieses Unglücks erwähnen, und auch mich bat der Schiffsjunge, ihn nicht zu verrathen. Wir hatten drei Zentner Pulver am Bord.

14. September 1842.

Erst heute gegen Abend sahen wir wieder Land, und zwar das Ziel unserer Reise,

M a l t a,

und um 7 Uhr lagen wir im Hafen von Pavalette vor Anker.

Auf der ganzen Reise von Alexandrien bis Malta war uns der Wind sehr ungünstig gewesen, das Meer war oft so unruhig, daß man ohne Hülfe eines Matrosen nicht über das Berdeck gehen konnte.

Von Alexandrien über Syra nach Malta sind 950 Seemeilen. Wir waren 8 Tage unter Weges, und landeten nur in Syra. Die Hitze war ziemlich erträglich, sie erreichte höchst selten 28 — 29 Grad R.

Die Insel Malta nimmt sich gut aus, sie hat keine Gebirge und besteht nur aus Felsen und Hügeln.

Die Stadt Pavalette ist mit dreifachen Festungswerken umgeben, die sich stufenweise den Hügel hinauf ziehen, auf

welchen die eigentliche Stadt liegt; sie hat große, schöne Häuser, alle aus Stein gebaut.

15. September 1842.

Heute Morgens um 8 Uhr wurden wir ausgeschifft und in die Quarantaine, in dem herrlichen Gebäude der Johanniter, abgeliefert.

Dieses Schloß steht auf einem Felsenhügel, und bietet die Aussicht über die ganze, zwei Stunden lange Insel, bis gegen Civita vecchia. Wir fanden hier lauter reinliche Zimmer, und bekamen augenblicklich Möbel, Bettzeug u. s. w. von der Anstalt zu sehr billigen Preisen. Der Wirth sandte gleich jedem Ankömmlinge den Speise-Tarif für Frühstück und Mittagstoft, man kann sich nach Belieben wählen, und wird mit der Bezahlung nicht überhalten. Die Quardiane sind sehr dienstfertig, aufmerksam, sprechen fast alle etwas italienisch, und besorgen täglich genau den Auftrag, den man ihnen gibt. Das Gebäude für die Abgesperrten liegt auf dem großen Plateau des Hügel. Zu beiden Seiten sind zwei große Flügel erbaut, einen Stock hoch, in welchem sich die Zimmer befinden, deren jedes einen abgesonderten Eingang hat. In der Mitte quer über den Hof befindet sich das Gasthaus, unweit davon die Kirche; aber weder das Eine noch die Andere darf von den Ankömmlingen betreten werden. Die verlangten Speisen und Getränke werden dem Quardian gereicht, der sie an Ort und Stelle befördert. Die Kirche bleibt gänzlich geschlossen. Den Vordergrund bildet eine breite, schöne Terrasse, auf der man spazieren gehen kann, und von welcher man eine große Fernsicht über das Meer, die Stadt Lavalette und die ganze Insel hat. Auf dieser Terrasse, so wie auf den Festungswällen hinter den Gebäuden, kann man genugsam herumspazieren. Der Hof ist sehr geräumig, und Jedermann darf sich bis zur Mitte desselben, wo eine Statue steht, frei bewegen. Bis

10 Uhr Abends kann man da überall frei herumspazieren, dann erst wird man auf sein Zimmer gewiesen und eingeschlossen. Die Wächter haben ihre Wohnungen ganz abgesondert.

Die ganze Anstalt ist so ordentlich und zweckmäßig eingerichtet, daß man gar nicht ahnet, in einem Gefängnisse zu sitzen. Ach, wie viel wohler befand ich mich hier, als in der Kontumaz zu Alexandrien! —

Kommt Jemand auf Besuch, dann ist man nicht durch Gitter und Gräben von ihm geschieden, sondern steht frei im Hofe, höchstens zwei Schritte von einander entfernt. Die Fenster sind nicht vergittert, Kleider und Wäsche wurden wohl auch auf Stellen gehangen und gelüftet, doch weder wir, noch unsere Effekten wurden ausgeräuchert. Ich würde wirklich die 18 Tage, welche ich dableiben mußte, recht vergnügt zugebracht haben, wenn es nur für meine fernere Reise nicht so spät geworden wäre. Ich wollte noch den Ätna besteigen, und war bis 2. Oktober hier festgebannt!

1. Oktober 1842.

Der Quarantaine-Arzt besichtigte uns ganz leicht und gab uns die Absolution für den morgigen Tag. Darum ging es diesen Abend recht lärmend zu. Die bald befreiten Gefangenen sangen bei Wein und Musik oder tanzten im Hofe, die Wächter jubelten mit, und Alles war fröhlich und heiter bis tief in die Nacht hinein.

2. Oktober 1842.

Morgens um 7 Uhr wurden wir der Haft entlassen; da ging es eben so zu, wie in Alexandrien; Alles drängte herein, sich der Fremden zu bemächtigen. Man muß hier nicht minder auf seiner Hut seyn, als in Egypten unter den Arabern, und Überfahrt, Trägerlohn u. s. w. zuvor genau aushandeln, sonst sind die Leute unverschämt in ihren Forderungen.

Ich hatte schon einige Tage vor dem Austritte mit einem Wirth für Kost, Wohnung und Übersiedlung unterhandelt. Dieser kam also heute und holte mich mit Sack und Pack ab. Wir fuhren über den Arm des Meeres, welcher das Fort Manuel von der Stadt Lavalette trennt.

Vom Ufer führt eine Treppe in die Stadt durch die dreifachen, immer höher gelegenen Festungswerke. Auf jeder Abtheilung sind Gassen und Häuser angebracht. Die eigentliche Stadt liegt ganz in der Höhe; man muß daher viel Berg auf und Berg ab steigen, jedoch nicht halb so hoch und beschwerlich, wie in Konstantinopel. Die Gassen sind breit und sehr schön gepflastert, die Häuser groß, gut und schön gebaut; statt der Dächer haben sie Terrassen, auf welchen oft ganze Blumengärtchen angelegt sind, die ihnen ein sehr liebliches Ansehen geben.

Mein Wirth gab mir ein winziges Zimmerchen und eben so winzige Mahlzeiten, — des Morgens und Abends Milchkaffee, und des Mittags drei Gerichte — für all' dieses bezahlte ich aber auch nicht mehr, als täglich 1½ Schilling, oder 45 fr. C. M.

Nachdem ich meine Effekten geordnet hatte, eilte ich gleich in die nächste Kirche, Gott für den wunderbaren Schutz zu danken, den er mir auf dieser gefahr- und beschwerdevollen Reise so sichtlich hatte angedeihen lassen. Die erste Kirche, welche ich in Lavalette betrat, war dem h. Augustinus geweiht. Ich fand sie überaus schön; seit ich Wien verließ, sah ich keine so nette und regelmäßige Kirche. Hierauf ging ich in die Johanniter-Kirche, deren Pracht und Zierlichkeit mich sehr überraschte. Sie ist sehr groß, der Fußboden ganz mit Epitaphien von den schönsten Marmorarten belegt, worunter die Ritter ruhen. Die Decke enthält sehr schöne Fresken. An den Seitenwänden sind von oben bis unten Arabesken, Blätter und Blumen in Sandstein ausgehauen.

Alles ist reich vergolbet und macht einen eigenen imposanten Eindruck. Die Seitenkapellen enthalten schöne Monumente, meist von weißem, ein einziges von schwarzem Marmor. Es sind Denkmäler für die ausgezeichnetsten Maltheser-Ritter. Am Ende der Kirche rechts ist die sogenannte rosenfarbige Kapelle. Sie ist mit schwerem rothen Seidenstoffe tapeziert, wodurch alle Gegenstände in Rosaschimmer erglänzen. Ein hohes, massives silbernes Gitter umgibt den Altar. Von den Gemälden sind nur zwei hübsch; das Hauptaltarblatt und ein Christus am Kreuze. Die Säulen an den Altären sind von Marmor. An beiden Seiten des Hochaltars befinden sich ungewöhnlich hohe Thronhimmel von schönem rothen Sammt, mit Goldborten; sie reichen beinahe bis an die Wölbung der Kuppel.

Auf der Insel Malta fängt schon der in den Kirchen störende Gebrauch mit dem Stühle geben und forttragen an, wie es in ganz Italien Sitte ist. Der Messner macht es sich in diesen Ländern auch so bequem, daß er, vom Evangelium bis zur Wandlung, und nach dieser bis an das Ende der Messe, an der Seite des Altars sitzt.

Die Neigung zum geistlichen Stande scheint hier, wie in Italien, vorherrschend zu seyn. Man könnte beinahe sagen, jeder fünfzehnte Mensch, dem man begegnet, ist oder wird ein Geistlicher. Kinder von zehn bis zwölf Jahren laufen schon in langem, schwarzem Talar und dreieckigem Hute herum.

Die Straßen sind schön und rein gehalten, besonders jene, welche die Stadt durchschneidet; in manchen wird sogar aufgespritzt. Die Auslagskästchen an den Kaufmannsläden enthalten die ausgesuchtesten Waaren — kurz, überall sieht man schon, daß man auf europäischem Boden wandelt.

Wenn man hier die Fachini mit ihren bis an die Achsel hängenden, dunkeln, gewirkten Hauben oder den runden Strohhüten, mit ihren kurzen Jacken und bequemen Beinkleidern, der rothen Binde um die Mitte, und dem lebhaften, freien

Blicke sieht, und dabei an die armen Fellahs in Egypten denkt. — Beide sind Menschen, beide treiben dasselbe Handwerk, und Letztere leben noch dazu auf einem viel fruchtbareren Boden, wie Erstere, so möchte man wohl versucht werden, an der väterlichen Regierung Mehemed Ali's zu zweifeln.

Der Pallast des Gouverneurs, ein sehr großes vieredriges Gebäude, steht auf einem herrlichen Plage, neben dem Bibliotheks-Gebäude; — diesem gegenüber die Hauptwache, die mit Säulen geziert eine schöne Facade bildet. Die Kaffeehäuser sind hier ziemlich groß, sehr rein und ziemlich eingerichtet, besonders jenes auf dem Hauptplage, welches Abends immer herrlich erleuchtet wird.

Frauen und Mädchen erscheinen schwarz gekleidet, sie werfen nämlich, wenn sie ausgehen, einen schwarzen, sehr weiten und faltenreichen Rock über ihre Hauskleider, und darüber eine Art Mantille, die Kopf, Brust und Arme bedeckt. Das Gesicht ist frei, ich sah recht liebliche Mienen aus der schwarzen Drappirung hervor lächeln. Die Reichen tragen diese Überkleider von Seidenstoffen, die Armen von Merino oder noch billigeren Wollenzeugen.

Es war gerade Sonntag, als ich das erste Mal Lavallette betrat. Da gab es in allen Straßen, in allen Kirchen eine Masse von Menschen; alle waren recht gut, sauber und anständig gekleidet. Bettler sah ich nur wenige, und selbst diese waren nicht so verlumpt und ekelerregend, wie es sonst überall der Fall ist.

Das Militär ist das schönste, was ich je sah, lauter ausgezeichnet große, schöne Männer, meistens Schottländer. Ihre Uniformirung ist sehr geschmackvoll. Ein Regiment hatte hellrothe Spencer und weißleinene Beinkleider; das andere schwarze Spencer, schwarze Epaulettes, schwarze Wehrgehänge, kurz alles schwarz, bis auf die Hosen, welche ebenfalls von weißer Leinwand waren.

Hier wird bei weitem mehr gefahren, als geritten. Die

Kutschen sind so originell, wie man sie nicht leicht wo finden wird. Sie bestehen meistens aus einem großen, alten, vierfüßigen ganz gedeckten Kumpelkasten, welcher zwischen zwei ungeheuern Rädern hängt und von einem Pferde in der Gabel gezogen wird. Der Kutscher läuft meist nebenher.

3. Oktober 1842.

Heute fuhr ich, seit meiner Abreise von Wien, (also seit 6½ Monat) zum ersten Male wieder in einem Wagen, und zwar nach Civita vecchia, um diese älteste Stadt Malta's, und in ihr die schöne und berühmte Peter- und Paulskirche zu sehen. Ich durchschnitt bei dieser Gelegenheit die ganze Länge der Insel, und sah also das Innere derselben.

Sie wird nach allen Richtungen von den herrlichsten Straßen durchzogen, und besteht aus lauter kleinen Erhöhungen. Überall sieht man schöne, mitunter so große Dörfer, daß ich sie für recht niedliche Städtchen hielt. Auf den Anhöhen stehen meistens hübsche und bedeutende Kirchen. Obwohl das ganze Eiland aus Felsen und Sandsteinen besteht, so sieht man doch eine ziemlich üppige Vegetation. Allenthalben wachsen Feigen-, Citronen-, Drangenbäume, und Baumwollpflanzungen sind so häufig, wie bei uns Kartoffelfelder. Die Stämme dieser Pflanzen, sammt den Blättern, waren nicht höher wie Kartoffelstauden, auch (hier wenigstens) ganz wie diese angebaut. Man sagte mir, sie seyen nur dieses Jahr, der großen Trockenheit wegen, so niedrig geblieben, sonst werden sie wohl um einen Schuh höher.

Das Bauernvolk fand ich überall sehr gut gekleidet, ihre Häuser geräumig und hübsch gebaut — alle von Stein und mit Terrassen statt der Dächer versehen.

C i v i t a v e c h i a

ist eine Stadt mit prächtigen Häusern und sehr eleganten Landwohnungen. Viele Städter ziehen aus L'avalette über den Sommer hieher, in die höchstgelegene Gegend der Insel.

Die Peter- und Paulskirche ist groß und im Innern ziemlich einfach; der Boden nur mit Steinplatten gepflastert, die Wände bis an die Gesimse weiß übertüncht, dann aber mit vielen Arabesken verziert und reich vergoldet. Hinter dem Altare befindet sich ein schönes Gemälde: ein Sturm auf dem Meere. Die Aussicht vom Klostersaale ist wunderschön; man überschaut beinahe die ganze Insel, und drüber hinaus verliert sich der Blick in dem unermesslichen Meeresspiegel.

Gleich neben der Kirche steht eine Kapelle, unter welcher sich die Grotte des heil. Paulus befindet, die in zwei Abtheilungen getheilt ist; in der ersten trifft man eine herrliche Statue des heil. Paulus, von weißem Marmor, in der zweiten war das Gefängniß dieses Heiligen.

Unweit dieser Kapelle, am Ende der Stadt, sind die Katakomben, welche jenen zu Rom, Neapel u. s. w. gleichen.

Auf der Rückfahrt machten wir den kleinen Umweg nach dem herrlichen Sommerpallaste und Garten des Gouverneurs.

Zur ganzen Exkursion brauchten wir etwa 7 Stunden.

Die Hitze wechselte während meines Aufenthaltes auf Malta (15. Sept. bis 4. Okt.) von 20 bis 25 Grad R. (in der Sonne).

Reise von Malta nach Sicilien, Neapel, Rom u. s. w.

4. Oktober 1842.

Um 8 Uhr Abends schiffte ich mich auf dem sicilianischen Dampfschiffe „Herkules,“ dem schönsten und größten, das ich bis jetzt gesehen (260 Pferde-Kraft), ein. Die Offiziere desselben waren bei weitem nicht so stolz und unfreundlich, wie jene auf dem „Eurotas.“ Jetzt noch muß ich lächeln, wenn ich denke, welches Ansehen sich der Kommandant auf jenem

französischen Schiffe gab; seiner Einbildung nach verdiente er so gut Admiral zu seyn als Bruys.

Um 10 Uhr verließen wir Lavalette's Hafen. Es war schon finstere Nacht, und ich begab mich in die Kabine zur Ruhe.

5. Oktober 1842.

Als ich heute Morgens auf das Verdeck eilte, waren wir schon an Siciliens Küste, und ich sah, o Wonne! grüne Hügel, bewaldete Gebirge, herrliche Triften und lachende Wiesen, ein Anblick, den mir weder Syrien, noch Egypten, noch Malta geboten hatte. Jetzt erst meinte ich Europa zu erblicken. Malta gleicht zu sehr den syrischen Gegenden, um sich schon dort auf europäischen Boden versetzt zu glauben. Gegen 11 Uhr erreichten wir

S y r a k u s.

Wir erhielten leider nur vier Stunden Urlaub. Da mehrere Herren unter den Reisenden waren, welche in diesen Paar Stunden alle Merkwürdigkeiten der einst so reichen und herrlichen Stadt besehen wollten, gesellte auch ich mich zu ihnen, und fuhr mit an's Ufer. Kaum gelandet, umschwärmten uns eine Menge Lohndiener und neugierig gaffendes Volk, so daß wir uns ordentlich mit Gewalt durch die Menge drängen mußten. Die Herren nahmen gleich einen Lohndiener, und ließen sich zuerst zu einem — Traiteur führen, der ihnen in einer kleinen halben Stunde ein bescheidenes Gabelfrühstück zu liefern versprach. Die Aussicht auf eine gute Mahlzeit war ihnen wichtiger, als alles übrige. Sie beschlossen, vorerst zu speisen, und dann eine kleine Wanderung zu unternehmen.

Als ich dieses hörte, handelte ich gleich mit einem Cicerone aus, wohin er mich in Zeit von vier Stunden führen solle, ging mit ihm, und ließ die Gesellschaft am Tische sitzen. Freilich genoß ich an diesem Tage nichts, als ein Stückchen

Brot und einige Feigen, die ich unterwegs verzehrte, dagegen sah ich aber auch Dinge, welche ich der köstlichsten Tafel vorzog.

Von der einstmal's großen Stadt steht nur noch ein kleiner Theil, der höchstens von 16000 Einwohnern bewohnt wird. Allenthalben waren die schmutzigen Gassen mit Menschen angefüllt, als ob alle auf derselben wohnten, und die Häuser leer stünden.

Ich eilte mit meinem Führer flüchtig durch die neue Stadt, über drei oder vier hölzerne Brücken, nach Neapolis, dem Theile des alten Syrakus, in welchem noch die besterhaltenen Denkmäler der Vergangenheit zu sehen sind. Da kamen wir denn zuerst zum Theater. Es ist noch sehr gut erhalten; man sieht noch viele der steinernen Sitze sich terrassenförmig im Kreise erheben. Von hier begaben wir uns in das bei weitem schönere Amphitheater, in welchem unten rings herum die Gänge und Behältnisse für Thiere, oberhalb die Plätze für die Zuschauer angebracht sind; Alles in so gutem Zustande, daß man mit geringem Kostenaufwande das Ganze ausbessern und noch jetzt benützen könnte. — Nun ging es zu dem Thre des Dionisius, das mich unendlich überraschte. Außerordentlich hohe Gemächer und Gänge sind in den Felsen zum Theil durch Kunst, zum Theil schon von der Natur gebildet. In der Mitte ist eine unendlich hohe Halle, von welcher die Gänge auslaufen. Diese Halle wölbt sich in der Höhe immer enger und enger zusammen, wird zuletzt ganz spitzig und endet mit einer ganz kleinen Oeffnung, die dem Auge nicht sichtbar ist. An diese Oeffnung soll Dionisius von außen sein Ohr gelegt, und da Alles vernommen haben, was die Gefangenen sprachen. (Der Ort war zum Gefängnisse der Sklaven und Verbrecher bestimmt.) Gewöhnlich läßt man hier eine Pistole abfeuern, um das mehrfach wiederholte Echo zu hören. Den Eingang zu diesen Felsengängen bildet eine hohe Oeffnung, einem großen Thore ähnlich, die ganz

mit Epheu bewachsen, mehr einer Laube als der Pforte eines Schreckensortes gleicht. Einige der Nebenhallen dienen gegenwärtig mehreren Seilern als Werkstätten, in andern wird Salpeter bereitet. Die Gegend ringsum ist felsig, aber ohne hohe Gebirge. Ich sah viele Grotten, manche darunter mit so großartigen Eingängen, als ob sie durch Kunst in den Felsen gesprengt wären. In einer derselben stürzt Wasser herab, und bildet einen recht artigen Fall.

Die Zeit verstrich bei dieser Excursion so schnell, daß ich nicht mehr an das Besuchen der Katafomben, wohl aber an meine Rückkehr denken mußte.

Ich ging an das Meeresufer, längs welchem die Syra-
fusaner eine kleine, niedliche Promenade angelegt haben, und ließ mich an Bord bringen.

Von all' den Reisenden, welche sich auf unserm Schiffe befanden, hatte ich allein etwas von Syrakus gesehen, alle Andern hatten den größten Theil des erhaltenen Urlaubs im Gasthause zugebracht und waren höchstens ein Bißchen in der Stadt herum spaziert. Dagegen kamen sie aber auch vollkommen gesättigt zurück, und so hatten wir, jedes nach seiner Art, unsere Wünsche befriedigt.

Um drei Uhr verließen wir den schönen Hafen von Syrakus, und nach drei Stunden erreichten wir

C a t a n e a.

Diese Fahrt ist eine der schönsten und interessantesten, man sieht immerwährend die reizendsten Landschaften des blühenden Sicilien, und schon von Syrakus aus erblickt man, bei reiner Luft, den Riesenberg Aetna, welcher sein Haupt 10,000 Fuß über die Meeresfläche erhebt.

Um sechs Uhr Abends wurden wir ausgeschifft, doch mußten sich die Weiterreisenden schon wieder um Mitternacht an Bord einfinden. — Ich war Willens, in Catanea zu bleiben, und den Aetna zu besteigen, allein als ich deshalb Erkundigun-

gen einzog, versicherte man mich, die Fahrzeit sei für ein solches Unternehmen schon zu weit vorgerückt, ich entschloß mich daher um Mitternacht wieder unter Segel zu gehen. Ich stieg mit einem Neapolitaner und dessen Gemahlin an's Land. Wir wollten einige Kirchen, einige Gebäude und die Stadt besehen, fanden aber die ersteren bereits geschlossen. Von außen sahen manche sehr viel versprechend aus. Wir bedauerten eine Stunde zu spät gekommen zu seyn, und spazierten nun in der Stadt herum. Ich konnte mich nicht genug über die außerordentliche Lebhaftigkeit und Überfüllung aller Plätze und Hauptstraßen, so wie auch über das Lärmen und Schreien des Volkes wundern. Die Zahl der Einwohner beträgt 50.000. Die zwei Hauptstraßen, welche vom großen Platz hinauf und hinab gehen, sind lang, breit, mit vielen herrlichen Häusern versehen und vorzüglich gut gepflastert (mit großen Steinplatten). Das Einzige mißfiel mir, daß die Leute überall, selbst in den Hauptstraßen, an den Fenstern und Balkonen, auf großen Stangen Wäsche trockneten. Das sieht gerade so aus, als ob überall Wäscherleute wohnten, und ich ließe es mir noch gefallen, wenn es saubere Wäsche wäre, so aber sieht man oft die abscheulichsten, eckelhaftesten Lumpen vor den schönsten Häusern hängen. Leider trifft man diesen Unfug in ganz Sicilien, und selbst in Neapel ist das Wäscheaushängen nur in der Hauptstraße, nämlich auf dem Toledo, verboten; in den andern Gassen hängt Alles voll.

Unter den Equipagen, deren ziemlich viele in Bewegung waren, bemerkte ich einige recht hübsche. Manche hielten auf dem Plage, ihre Besitzer sahen dem Getreibe zu, welches dasselbst herrschte und schwagten nebenbei mit Freunden und Bekannten, die sich an die Wagen drängten. So lebhaft, wie hier, fand ich es weder in Palermo noch in Neapel.

Das Kloster des heil. Nikolaus war leider geschlossen, wir konnten es folglich nur von Außen betrachten. Es ist ein großes, herrliches Gebäude, das größte in der Stadt. Noch

besehen wir die Spaziergänge am Meeresufer, die wir bei unserer Ankunft nur flüchtig durchheilt, um noch etwas von der Stadt zu besehen. Schöne Alleen breiten sich am Hafen aus, sie waren aber viel weniger besucht, als die Straßen und Plätze der Stadt. Wir hatten einen wunderschönen mond- hellen Abend, das Vorgebirge des Ätna mit seiner üppigen Vegetation und der Riesenberg selbst in seiner ganzen Glorie erhoben sich vor uns. Rein und wolkenlos war sein Haupt, kein Rauch entstieg seinem Krater, eben so wenig entdeckten wir, als wir am Bord waren, eine Spur von Schnee auf seinem Gipfel. — Von dieser Seite steht er von drei Seiten frei. Am Meere erblickten wir einige Haufen Lava aufgethürmt; sie sah ganz schwarz aus.

Spät gingen wir in ein Gasthaus, wo wir uns durch einige gut bereitete Gerichte erquickten, begaben uns dann an Bord und segelten um Mitternacht ab.

6. Oktober 1812.

Wir erwachten in Messina's Hafen. Von der schönen Lage dieser Stadt kann man sich beinahe keine Vorstellung machen. Ich war so entzückt von ihrem Anblick, daß ich lange auf dem Verdecke stand und gar nicht an das Landen dachte.

Ein Kranz der schönsten Gebirge und (im Hintergrunde) der gewaltigsten Felsenmassen umgibt Hafen und Stadt. Ueberall herrscht die höchste Fruchtbarkeit, Alles ist im üppigsten, heitersten Zustande. Auf der Seite gegen Palermo sieht man das unbegranzte Meer.

Ich nahm nun Abschied von dem prachtvollen „Herku- les,“ weil ich von hier aus nicht gerade zu nach Neapel, sondern über Palermo reisen wollte.

An's Land gekommen, suchte ich das Handlungshaus M. auf, an welches ich ein Empfehlungsschreiben hatte. Ich er- suchte Herrn M., mir sobald als möglich einen Lohndiener zu

verschaffen, damit ich Messina's vorzüglichste Merkwürdigkeiten besehen und dann meine Reise nach Palermo fortsetzen konnte. Herr M. war so gütig, mir Jemanden aus seinem Comptoir mitzugeben. Ich gönnte mir kaum eine halbe Stunde Rast und trat meine Wanderung an.

Messina schien mir vom Borde des Schiffes aus betrachtet, sehr schmal, als ich aber in der Stadt umher ging, sah ich, daß ich mich sehr getäuscht hatte.

Messina ist zwar sehr stark in die Länge gebaut, aber auch seine Breite nicht unbeträchtlich.

Ich sah mehrere recht schöne Plätze, z. B. den Hauptplatz mit einem schönen Brunnen, der mit Figuren und einem Bilde von getriebener Arbeit (in Bronze) geschmückt ist. Auf jedem Plage sind Springbrunnen angebracht, doch findet man selten etwas besonders Kunstvolles. Die Kirchen zeichnen sich weder durch schöne Facaden noch durch Reichtum an Marmor, Statuen oder kunstvollen Gemälden aus.

Die Häuser sind ziemlich gut gebaut, mit flachen Dächern; die Straßen, bis auf einige, klein, eng und äußerst unsauber. Längs des Hafens zieht sich eine ungemein breite Straße hin, an deren einer Seite recht schöne Häuser stehen. Dieß ist ein angenehmer Ort zum Spaziergehen, weil man da immer das Leben und Treiben im Hafen beobachten kann. Unter den Palästen gibt es einige hübsche; schön kann nur jener des Senates genannt werden. Da sieht man ein Stiegenhaus von wunderschöner Bauart und ganz von weißem Marmor. Säle und Gemächer sind hoch, viele gewölbt. Der königliche Pallast ist ebenfalls sehr großartig.

In der Mitte der Stadt liegt ein niedlicher Volksgarten. Die Leute scheinen aber in Italien lieber die Straßen als dergleichen Anlagen zu ihren Versammlungsorten zu wählen; denn überall fand ich die Spaziergänge leer, die Straßen belebt. Doch geht es hier im Ganzen bei weitem nicht so

lebhaft zu wie in Catanea. Um eine Uebersicht von ganz Messina und der Umgebung zu haben, erstieg ich einen, nahe bei der Stadt gelegenen Hügel, auf welchem ein Kapuziner-Kloster steht, und genoß da eine Ansicht, wie es nur wenige in der Welt gibt. Als ich dieß Bild sah, begriff ich sehr leicht, daß ein Messinese nichts schön findet, als seine Vaterstadt.

Das Vorgebirge, an welchem die Stadt lehnt, ist mit dem schönsten grünen Teppiche belegt, mit den üppigsten Fruchtbäumen aller Art bepflanzt und mit Sommerwohnungen, Dörfern und Städtchen besäet. Schöne Straßen gleich weißen Bändern durchschneiden von allen Seiten die Gebirge und laufen der Stadt zu. Im Hintergrunde erheben sich die höheren Gebirge, theils bewaldet, theils fahl, theils Alpen, theils Felsenmassen. Unten an den Hügeln sieht man die langgedehnte Stadt, den Hafen mit den vielen Schiffen, und über den Hafen hinüber wieder Alpenparthien und Felsgebirge. Rechts und links überblickt man das Meer, gegen Palermo und Neapel unbegrenzt, während auf der Seite Catanea's das Auge durch Gebirge, darunter der Aetna, gefesselt wird.

Noch am Abende desselben Tages schiffte ich mich abermals ein und zwar auf dem „Herzog von Calabrien,“ um die kurze Fahrt von zwölf bis vierzehn Stunden nach Palermo zu machen. Dieß Dampsschiff hat nur 80 Pferdekraft, und Alles darauf ist klein und beschränkt. Der erste Platz ist zwar ziemlich gut, der zweite aber nur für sehr wenige Reisende berechnet. Ich blieb, obwohl todtmüde von dem anstrengenden, unaufhörlichen Herumgehen in Messina, doch auf dem Berdecke, denn ohne den Stromboli gesehen zu haben, hätte ich keine Ruhe gefunden. Leider sah ich nur sehr wenig davon. Wir waren gegen sechs Uhr (Abends) von Messina abgefahren und bekamen den Riesenberg erst zwei Stunden später zu Gesicht; da dunkelte es bereits, auch lag der Berg so ferne, daß ich weiter nichts entdecken konnte, als einen ungeheuern Koloss, der sich aus dem Meere hoch gegen den Himmel erhob. Ich

blieb bis nach zehn Uhr auf dem Berdecke, in der Meinung, wir würden näher kommen, doch wie an andern Eilanden, die gleich Nebelmassen auf dem Meere lagen, fuhren wir auch an ihm in weiter Ferne vorüber.

7. Oktober 1842.

Heute eilte ich schon vor Sonnenaufgang auf das Berdeck, um so viel wie möglich von dem Küstenlande Siciliens und Palermo begrüßen zu können. Um 10 Uhr Vormittags liefen wir in seinem Hafen ein.

Von der Lage Messina's war ich so entzückt, daß ich glaubte, nichts Schöneres mehr sehen zu können, und dennoch schwand Messina aus meinem Gedächtnisse, als

P a l e r m o

vor mir lag, umgeben von den schönsten Gebirgen, aus deren Mitte sich der kolossale Felsenberg der h. Rosalia, aus lauter Granit und Porphyr bestehend, hoch in die Lüfte erhebt. Ein mehrfaches Farbenspiel, die ungeheure Höhe und die Zusammensetzung aus nichts als Felsenmassen, bilden diesen Berg zu einem der merkwürdigsten und wunderbarsten. Auf seiner Höhe steht ein Tempel und eine schöne, theils in den Felsen gesprengte, theils auf gemauerten hohen Pfeilern gestützte Straße, die man von Bord aus sieht, führt zu der hinter Felsen verborgen liegenden Kapelle und dem Kloster der h. Rosalia.

Am Fuße dieses Berges liegt ein prachtvolles Schloß, welches nach der Erzählung meines Schiffskapitäns, gegenwärtig von einer englischen Familie bewohnt wird, die dafür jährlich 30,000 fl. C. M. Miete bezahlt. An der linken Seite Palermo's öffnen sich die Berge, und zeigen ein breites, himmlisch schönes Thal, in welchem, wie hingezaubert, die Stadt Monreal liegt. An der Küste bilden sich mehr dergleichen Ausschnitte, und man sieht die schönsten Thäler mit Ortschaften und einzelnen artigen Landsitzen.

Der Hafen von Palermo ist schön und sehr sicher. Die Einwohnerzahl der Stadt beläuft sich auf 130,000. Auch hier wimmelte unser Berdeck von Fachini's, Wirthen und Lohndienern, als kaum der Anker geworfen war. Ich erkundigte mich wieder bei dem Schiffskapitän um die Preise für Kost und Wohnung, und handelte dann noch auf dem Schiffe mit einem Wirthe aus. Auf diese Art kam ich überall am besten und billigsten durch.

Im Gasthause angelangt, machte ich es wie in Kairo. Ich sandte nach Herrn Schmitt, an den ich empfohlen war, und bat ihn, mir sogleich einen braven Lohndiener zu schicken und mir die Eintheilung zu machen, was ich täglich besehen sollte. Beides war bald geordnet, ich sprang in Eile zu Mittag und begann hierauf meine Exkursionen.

Beinahe alle Kirchen, an denen mich der Weg vorüber führte, besuchte ich, und fand sie niedlich und hübsch. Überall sah ich hübsche Palläste und viele schöne Häuser, die statt der Fenster Glastüren haben, welche bis zur Hälfte hinauf mit eisernen Gittern versehen sind, und lauter kleine Balkone bilden. Da sitzen Abends die Frauen und Mädchen und arbeiten und — plaudern nach Herzenslust.

Die Straßen Palermo's sind bei weitem reinlicher und schöner wie jene Messina's. Die vorzüglichsten derselben, Toledo und Casaro, theilen die Stadt in vier Theile und laufen auf dem Hauptplatze zusammen. Dieß gewährt einen eigenthümlichen Anblick, wenn man so von einer Gasse in die andere sieht und überall eine bedeutende Masse von Menschen geschäftig sich hin und her bewegt. In der Toledo-Straße müssen alle Schneider vereint seyn, denn die Kaufläden zu beiden Seiten sind von diesen Handwerkern besetzt. Da sitzen sie mit ihrer Arbeit zur Hälfte im Gewölbe und zur Hälfte auf der Straße. Die Kaffeehäuser und alle Läden sind ganz offen, und gewähren den Vorübergehenden die volle Ansicht der Waaren, der Käufer und Verkäufer.

Unter den Pallästen ist der königliche der schönste. Die Kapelle darin ist von gothischer Bauart, reich und herrlich geschmückt. Die Wände sind von oben bis unten mit Mosaikgemälden belegt, deren Zeichnungen eben nicht zu den schönsten gehören, die Decke mit Zierathen und Arabesken überfüllt. Neben der Kanzel steht ein alterthümlicher Leuchter, in Form einer Säule, der bis an die Kanzel hinauf reicht, aus prächtigem Marmor gearbeitet und ebenfalls mit Arabesken überladen. An Festtagen wird eine ungeheure Wachskerze in diesen Leuchter gesteckt und angezündet.

Als ich in diese Kapelle treten wollte, ließ man mich nicht hinein, bis ich gleich den Männern den Hut vom Kopfe nahm und in der Hand hielt. Auch in einigen andern Kirchen Palermo's herrscht diese Sitte. Der Platz vor dem Pallaste gleicht einem Garten, so viele Alleen und Blumen zieren ihn. Der zweite schöne Pallast ist der des Senates, doch kann er mit jenem in Messina nicht verglichen werden.

Plätze, und zwar recht hübsche, hat die Stadt mehrere; auf jedem findet man mehrere Statuen und Säulen.

Unter den Kirchen steht die Kathedrale oben an, ihre Fassade ist gothisch, sie nimmt die ganze Seite eines bedeutenden Platzes ein.

Eine schöne Vorhalle, in welcher zwei marmorne, eben nicht sehr kunstreiche Monumente stehen, führt in das Innere der Kirche, die von bedeutender Größe aber einfachem Baue ist. Die Säulen, welche je zwei und zwei an den weißen Wänden stehen, sind von egyptischem Granit, ebenso die vier königlichen Grabmäler rechts am Eingange. Das schönste in der Kirche ist die Rosalienkapelle rechts, unweit des Hauptaltars, deren beide Seitenwände große Reliefs in weißem Marmor auf das kunstvollste ausgearbeitet, zieren. Das eine stellt die Vertreibung der Pest vor, das andere die Auffindung der Gebeine der heil. Rosalia.

Am Hauptaltar steht eine schöne Säule von Lapis-Lazuli, die größte und schönste, die es aus diesem Steine geben soll. Die beiden Wasserbecken mit erhabenen Figuren — am Eingange der Kirche, verdienen ebenfalls Beachtung. Die linke Seite des Platzes bildet der bischöfliche Palast, der sich durch nichts auszeichnet.

St. Theresia ist eine kleine Kirche, und enthält außer einem, über der Kirchenthüre angebrachten wunderschönen Basrelief von Marmor die h. Familie vorstellend, wofür ein Engländer eine große Summe bot, nichts Bemerkenswerthes. Dagegen kann die nahe gelegene Kirche St. Pieta schön und groß genannt werden. Ihre Fassade schmücken Marmor-Säulen, der Altar ist reich vergoldet, die Decke zieren hübsche Fresken. St. Domenigo, ebenfalls eine schöne Kirche, besitzt, nach der Versicherung meines Cicerone, die größte Orgel in der Welt. Hätte er gesagt, die größte, die er gesehen, so würde ich es ihm unfehlbar geglaubt haben.

In St. Ignazio oder Olivuzo befindet sich rechts an einem Seitenaltar ein Gemälde, das immer verdeckt ist und die heil. Maria mit dem Kinde vorstellt. Der Kirchendiener behauptete, es sei ein Raphael, mir schien das Colorit zwar nicht ganz raphaelisch, doch bin ich viel zu wenig Kennerin, um darüber mit Bestimmtheit urtheilen zu können. Auf jeden Fall ist es ein schönes Gemälde. Einige Stufen tiefer als die Kirche liegt das Oratorium, das beinahe eben so groß als die Kirche ist, und mit einem schönen Altarbild geziert ist. St. Augustin verdient wegen ihrer Größe und wegen ihres Reichthums an Marmor, Sculpturen, Vergoldungen und Fresken besichtigt zu werden; St. Joseph wegen ihres Reichthums an Marmorarten. — Mehrere große Säulen darin sind aus einem Stücke. In dieser Kirche befindet sich eine reine kalte Quelle.

Noch sind in Palermo die prächtigen öffentlichen Gärten bemerkenswerth, die ich nach einem, bei dem Herrn General-Consul H. v. Wallenburg eingenommenen Mittagsmahle

besuchte. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, der freundlichen Theilnahme und Güte zu erwähnen, welche mir von Seite des Herrn und der Frau v. W. gezeigt wurde. — Um wieder auf die Gärten zu kommen, bezeichne ich den botanischen, der eine Menge der seltensten Pflanzen und Bäume umschließt, die in freier Natur herrlich zusammengestellt sind, als den interessantesten.

Ganz besonders merkwürdig sind die Katafomben bei den Augustinern, die sich gleich außerhalb der Stadt befinden. Aus der Kirche, die nichts Sehenswerthes bietet, führt eine breite, steinerne Treppe in lange, breite und hohe Gänge, welche, in den Felsen gehauen, von oben ihr Licht erhalten. In den Wänden sind in kleinen Nischen, eine knapp an der andern, die Gerippe der Verstorbenen aufgestellt. Sie haben eine Art Kapuzinerkutte an, und die Hände, an welchen eine Etifette mit dem Namen, dem Geburts- und Todestage des Verbliebenen hängt, kreuzweise über der Brust zusammen gelegt. Man kann sich nicht leicht etwas Grausenerregenderes denken, als den Anblick dieser Todtenschädel, dieser bekleideten Gerippe.

Manche haben noch Haare auf dem Kopfe, ja, einige hatten sogar noch einen Backenbart. Oberhalb der Nischen sind Breter gelegt, auf welchen Todtenköpfe oder einzelne Gebeine liegen, und in den Gängen stehen ganze Reihen von Särgen mit vorrätigen Gerippen, die auf ein vakantes Plätzchen warten. Liefern die Verwandten oder Freunde eines der begünstigten aufgestellten Skelette zu Allerheiligen nicht eine gewisse Zahl Wachskerzen, so wird der Arme aus dieser Gesellschaft verbannt und einer der Borgemerkten rückt ein.

Die Leichen der Frauen und Mädchen liegen in einer andern Abtheilung wie auf einem Paradebette, in gläsernen Särgen, sind mit schönen Seidenkleidern angethan, haben Puzhauben auf dem Kopf, Krausen und Spitzen um den Hals, und durchbrochene Strümpfe und Seidenschuhe an den Füßen. Um die Häupter der Mädchen schlingt sich ein Blumen-

franz, und aus all dem Flitterstaat glözt hohlen Auges, der Todtenschädel — eine Parodie auf Leben und Tod.

Will Jemand auf diese Art verewigt werden, so müssen seine Hinterlassenen am Begräbnistage eine bestimmte Summe für den Plaz erlegen, und alle Jahre Kerzen bringen. Der Todte kommt dann in eine Kalkkammer, welche durch acht Monate hermetisch verschlossen bleibt, bis das Fleisch des Leichnams gänzlich verzehrt ist; die Gebeine werden dann an einander befestigt, angekleidet und aufgestellt.

Am Allerseelentage wimmelt es in diesen Todtengängen von Besuchern; da kommen die Verwandten und Freunde der Verstorbenen, zünden Kerzen an und verrichten ihre Andacht. Es war mir sehr lieb, diese Parade-Säle der Todten gesehen zu haben, aber wie gern eilte ich wieder hinauf nach der Oberwelt, mich mit den Lebenden zu freuen.

Ich fuhr von hier nach dem Flecken Olivuzza, um das maurische Schloß Ziza zu besuchen, dessen Lage und Umgebung sich durch seltene Schönheit auszeichnen. Nicht weit von dem alten Schlosse steht ein neues, mit einem großen Garten, der außer vielen Schönheiten auch allerhand Alfanzereien enthält, z. B. kleine Grotten, Hüttchen, hohle Baumstämme, in denen plötzlich eine verborgene Thür aufspringt, hinter welcher sich eine Nonne, ein Geistlicher oder sonst eine Figur zeigt u. s. w. Hier wächst auch noch ein Dattelbaum im Freien, er trägt zwar Früchte, sie bleiben aber ganz klein und gelangen nie zur Reife; es war der letzte, den ich sah.

Das königliche Lustschloß Favorite, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, hat eine wunderschöne Lage. Es ist im chinesischen Styl erbaut, mit einer Menge von Spizen, Zacken und Glöckchen; sein Inneres jedoch nach europäischer Art eingerichtet, niedlich, reich, kunst- und prachtvoll. Mit Vergnügen weilt man in den Zimmern, deren jedes etwas Anziehendes birgt. So enthält z. B. eines die herrlichsten Gemälde in Aquarell, ein anderes wieder lebensgroße Porträts

der königlichen Familie in chinesischem Kostüme. In einem dritten sind die Feuchtigkeit, und die dadurch an Wänden und Plafond entstandenen Beschädigungen so täuschend nachgemacht, daß man Alles für Wirklichkeit hält, und recht sehr bedauert, ein so zugerichtetes Stück unter all der Pracht und Herrlichkeit zu finden. Ein Kabinet ist ganz ausgetäfelt mit kleinen viereckichten Stückchen Marmor, von allen Gattungen und Farben, wie er auf Sicilien gebrochen wird. Die großen Tischplatten sind von versteinertem und polirtem Holze u. s. w. Zu diesen kleinen Sehenswürdigkeiten gesellt sich noch eine größere: die zauberische Aussicht, welche man von den Terrassen und von der Spitze des chinesischen Thurms genießt. Von diesem Anblick konnte ich mich am schwersten trennen: einem Maler muß hier beinahe Angst werden vor Reichtum an Stoff. Alles, was ich vom Schiffe aus gesehen, stellte sich hier meinem Auge noch entzückender dar, weil ich es von einem höhern und näheren Standpunkte überschauen konnte.

Gleich am Schlosse breitet sich der Ziergarten aus. Er ist mit großen Steinplatten gepflastert und allenthalben ist nur ein kleiner Zwischenraum für das Erdreich gelassen. Diese Zwischenräume sind nach Zeichnungen angelegt und mit niederem (nur einen Schuh hohem) Bux bepflanzt, der die Steine einfaßt und auf solche Weise Arabesken und ungeheure Blätter und Blumenkelche bildet, in denen Vasen mit lebendigen Blumen stehen. Im Hintergrunde schließt sich der Park an, der aber nur aus einigen Alleen und Wiesen besteht, die sich bis an den Fuß des Rosalienberges erstrecken.

Ich bestieg auch diesen. Die schönste gemauerte Straße, so breit, daß drei Wagen neben einander fahren könnten, zieht sich schneckenförmig über das mächtige Felsgebirge in die Höhe, so daß man ohne die geringste Beschwerde hinauf gelangen kann.

Das Kloster ist klein und ganz einfach; desto imposan-

ter dagegen der Hof hinter demselben. Er wird durch lauter hohe schroffe Felswände eingefast, an welchen sich wahrhaft malerisch Epheu in den schönsten Zeichnungen hinauf ranft. Links steht eine kleine Grotte, in ihr ein Altar. Recht im Vordergrunde führt ein hohes, breites, von der Natur gebildetes, und durch die Kunst verschönertes Thor in die Kapelle, die aus einer wundervoll geformten Naturgrotte von Fels- und Tropfsteinen besteht. Ein wahrer Schauer der Überraschung und Bewunderung bemächtigte sich meiner, als ich eintrat. Wo der Hauptaltar steht, sind die Wände mit einem feinen, zarten, smaragdgrünen Moose überzogen, durch welches das Weiß des Felsens schimmert. In der Mitte hat die Natur eine Art Kuppel gebildet, die sich spitzig verläuft. Man sieht das Ende ihrer Wölbung nicht, indem sie sich in die Dunkelheit verliert. Hin und wieder sind dann noch natürliche Nischen, Vorsprünge, Stufen u. s. w., welche man sehr zweckmäßig zur Aufstellung von Heiligenstatuen benützt hat. Links neben dem Hochaltar befindet sich aus weißem Marmor prächtig ausgehauen, das Monument der h. Rosalia. Sie ist in liegender Stellung, in Lebensgröße, auf einem zwei Schuh hohen Postamente dargestellt.

Wohl nicht leicht fühlt man sich in der zierlichsten und schönsten Kirche so zur Andacht hingerissen, wie in dieser schauerlich erhabenen Natur-Kapelle.

Der h. Rosalia, als Schutzpatronin des Landes, zu Ehren, wird alle Jahre vom 15. bis 18. Juli ein großes Fest, sowohl in der Stadt, als auf dem Berge, gefeiert. An den genannten Tagen pilgert eine Unzahl von Menschen nach der oben beschriebenen Grotte, wo man einst die Gebeine der Heiligen fand, und zwar gerade zu der Zeit, als die Pest in Palermo wüthete. Man trug sie mit großer Feierlichkeit hinab in die Stadt, und von demselben Augenblicke hörte die Pest auf.

Von dem Kloster hat man eine kleine Viertelstunde über Steingerölle zu dem Tempel zu wandern, der auf der Spitze

eines Felsens steht und den Schiffenden schon von weitem sichtbar ist.

Nach der einfachsten Art erbaut, zeichnet er sich durch gar nichts aus. Seine Spitze zierte ehemals ein Standbild der h. Rosalia, in mehr als Riesengröße. Es stürzte herab, und nur der Kopf blieb unbeschädigt. Tempel und Statue gleichen jetzt einer Ruine; man geht an diesen Ort nur der himmlischen Aussicht wegen.

Auf dem Rückwege nach dem Kloster zeigte mir mein Cicerone eine Stelle, wo früher ein großer Baum stand. Vor einigen Jahren saß eine Familie im Schatten desselben, erlustigte sich in heitern Gesprächen und verzehrte dabei einen kleinen Imbiß, da stürzte der Baum plötzlich um und tödtete vier Personen.

Die Partie nach dem Rosalienberge ist in vier bis fünf Stunden bequem gemacht. Man reitet gewöhnlich auf Eseln hinauf; sie sind jedoch im Vergleich zu den egyptischen so träge, daß ich oft abstieg und lieber zu Fuß ging. Auch in Neapel fand ich diese Thiere nicht besser.

Nun wünschte ich noch Bagaria, den Sommeraufenthalt vieler Städter zu besuchen. Ich fuhr eines Morgens in Gesellschaft einer lebenswürdigen Schweizer-Familie nach dem freundlichen Orte, der ungefähr fünf Viertelstunden von Palermo entfernt ist. Der Weg dahin, zum Theil nahe am Meere, bietet eine reiche Abwechslung der herrlichsten Bilder.

Wir besahen den Pallast des Fürsten Fascello, dessen Besitzer aber selten hier wohnen muß, denn Alles sieht sehr verwahrlost aus. Zwei Säle erscheinen indessen noch jetzt bemerkenswerth. Die Seitenwände des kleineren bedecken Figuren und Zierathen, wunderschön aus Holz geschnitz; dazwischen sind Stücke von Spiegeln eingelegt. Den gewölbten Plafond zieren ebenfalls Spiegel, die aber leider zum Theile schon erblindet sind.

Die Wände des großen Saales sind ganz überkleidet mit dem edelsten sicilianischen Marmor. Ober den Lampen ist über den Marmor noch feines Glas gelegt, was dem Steine einen außerordentlichen Glanz verleiht. Der ungeheure Plafond ist wie jener des kleinen Saales, gewölbt und ganz mit Spiegeln ausgetäfelt, die aber noch in gutem Zustande sind. Beide Säle, besonders der größere, sollen bei Kerzenbeleuchtung einen außerordentlichen Effekt machen.

Ich brachte einen Sonntag in Palermo zu, und freute mich sehr, das Landvolk in seinem Staate zu sehen. Allein ich erblickte gar nichts Schönes, ja außer den lange hinabhängenden Schlafhauben nicht einmal etwas Eigenthümliches. Die Männer tragen Beinkleider und Spenser, und auf dem Kopfe die erwähnte Mütze; die Weiber Röcke, Spenser und ein weißes oder gefärbtes Tuch um Kopf und Hals.

Das gemeine Volk scheint weder reinlich, noch wohlhabend. Die Vornehmen und Reichen machen die Moden von Paris, London und Wien mit.

In allen Städten Siciliens fand ich den Pöbel fecker und ausgelassener als im Orient. Ich sah oft Balgereien und Zänkereien der abscheulichsten Art. Vor Betrug und Diebstahl muß man sich unter diesem Gesindel noch weit mehr in Acht nehmen, als unter den Beduinen und Arabern. Nun erst erkannte ich, wie unrecht ich jenem Volke that, es für das unausstehlichste zu halten. Das konnte nur geschehen, ehe ich Sicilien und Neapel bereisete. Mich schmerzte diese Entdeckung doppelt, denn nirgend sah ich so viel beten, so viel fasten, so viele Geistliche, wie in diesen Ländern. Dem Scheine nach sollte man die Sicilianer und Neapolitaner für die besten und redlichsten Leute halten. Aber ihr Benehmen gegen Fremde ist im höchsten Grade ungezogen, nirgends begaffte man mich so feck, wie in den sicilianischen Städten, man zeigte mit den Fingern nach mir, man lachte mich aus, die Jungen liefen mir sogar nach und spotteten laut über

mich, und warum? Weil ich einen runden Strohhut trug. In Messina warf ich ihn gleich weg, kaufte einen andern Hut, und kleidete mich so, wie es hier und auch bei uns Mode ist. Dessen ungeachtet hörte das Begaffen nicht auf. In Palermo blieben nicht nur die Gassenjungen stehen, um mich zu betrachten, sogar die Honoratioren thaten mir diese Ehre an, ich mochte fahren oder gehen. Ich fragte eine Dame um die Ursache davon, und bat sie, mich zu belehren, ob etwa mein Anzug lächerlich oder anstößig sei. Sie erwiderte: keines von Beiden; was den Leuten auffalle, sei bloß der Umstand, daß ich als Frau mit einem Bedienten allein gehe oder fahre. In Sicilien erschien dieß als etwas ganz Ungewöhnliches, da gingen entweder immer zwei oder drei Frauen zusammen, oder eine einzelne Frau mit einem Herrn. Nun hatte ich zwar Aufklärung, änderte aber dessen ungeachtet meine Weise nicht, ging nach wie vor mit meinem Bedienten herum, und wollte lieber ein Bißchen ausgelacht werden, als Jemanden die Ungelegenheit machen, mich überall hinzubegleiten. Anfänglich war mir dieß Angaffen höchst lästig; allein man gewöhnt sich an Alles, und so ging es auch mir.

Siciliens Vegetation ist über alle Beschreibung üppig und herrlich. Blumen, Gesträuche und Pflanzen erreichen eine Größe, Schönheit und Fülle, die man nicht leicht wo wiederfinden wird. Ich sah hier eine Menge jener Aloë-Arten, die bei uns in Treibhäusern mühsam gezogen werden, und höchst selten blühen, wild wachsend, und als Einfassung für Gärten benützt. Die Stämme, worauf die Blüthen sich entfalten, erlangen oft eine Höhe von 20 bis 30 Fuß. — Die Zeit ihrer Blüthen war bereits vorüber.

10. Oktober 1842.

Nach fünftägigem Aufenthalte sagte ich Palermo Lebewohl, und fuhr bei Regenwetter ab. Es war der erste Regen, den ich seit 20. April wieder fallen sah. Die Temperatur blieb dessen ungeachtet sehr warm. An schönen Tagen zeigte das

Thermometer in der Mittagssonne noch immer 20 bis 22 Grad Reaum.

Das Fahrzeug, worauf ich mich befand, war das königliche Postdampfschiff. Wir hatten Palermo Mittags verlassen. Gegen Abend wurde das Meer ziemlich stürmisch, so daß ich einige Mal von den Wellen halb überschüttet wurde, obwohl ich mich stets in der Nähe des Steuermanns aufhielt.

Auf dieser Reise war Anfangs nichts zu sehen, als Himmel und Wasser. Erst des andern Tages, als wir uns Neapels Küsten nahten, erschien ein Inselchen nach dem andern, und endlich zeigte sich auch das Festland unsern Blicken; Capri war die erste Insel, an welcher wir ganz nahe vorüber segelten. Hierauf nahm eine große Wolke, die sich himmelwärts bewegte, meine Aufmerksamkeit in Anspruch — es war eine Rauchsäule von der Feuerstätte des Vesuv. Endlich schimmerte ein weißer Streif am Rande des Meeres, gleich einem Gürtel durch die Atmosphäre, Alles jauchzte: „Napoli, Napoli!“ und ich sah

N e a p e l

vor mir liegen. Meine Einbildungskraft war so gesteigert, ja ich möchte sagen überspannt, durch die Schilderung über die Lage dieser Feenstadt, die ich gelesen und gehört hatte, daß ich ebenfalls wieder mehr erwartete, als ich fand. Dieß mochte zum Theile wohl daher rühren, daß ich Konstantinopel gesehen hatte und eben von Palermo kam, dessen Lage mich so entzückt hatte, daß meine Begeisterung sich ziemlich in den Schranken hielt, und ich die Lage Palermo's beinahe jener Neapel's vorzöge.

Um 2 Uhr Mittags trat ich an das Land, und bekam durch die gütige Verwendung des Herrn Brettschneider auf Santa Lucia alsogleich ein herrliches Zimmer mit der Aussicht auf den ganzen Hafen und Golf, und hinüber auf den Vesuv und dessen Umgebung. Noch denselben Tag wollte ich wie gewöhnlich, meine Schauwanderung beginnen, aber schon in Palermo

hatte ich einen anhaltenden Schmerz in der Seite bekommen, so daß ich meine letzten dortigen Ausflüge nur mit großer Ueberwindung unternehmen konnte.

Hier brach das Übel aus, ich vermochte nicht mehr das Zimmer zu verlassen. Ich hatte einen Andrax auf dem Rücken bekommen, mußte einen Wundarzt holen lassen, mich durch vierzehn Tage ganz ruhig verhalten, bis sich das Wundfieber nicht mehr einstellte.

Wäre mir dieß Unglück im Orient oder selbst noch in der Quarantaine zu Malta geschehen, wer weiß, ob man dieses Übel nicht für eine Pestbeule gehalten, mich darnach behandelt, und vierzig Tage abgesperrt hätte.

Während meines Hausarrestes war meine einzige Zerstreuung in den Stunden, wo es nicht regnete, und ich mich fieberfrei fühlte, auf dem Ballon zu sitzen, die schöne Gegend zu betrachten und dem Getriebe des so außerordentlich lebhaften Volkes zuzusehen. Ich fand es sehr sittenlos, ausgelassen, streitsüchtig und arbeitscheu. Letzteres ist ganz natürlich, denn zu seinem Unterhalte hat es wenig nöthig, und wohl nirgend arbeitet der Pöbel mehr, als er für den unumgänglichen Bedarf braucht; in Italien vollerds, wo bei Tage die Hitze groß, des Abends die Temperatur so himmlisch ist, will Alles nur genießen, aber nicht arbeiten.

Ich sah Männer oft halbe Tage lang mittelst eines kleinen Stöckchens Kugeln durch einen kleinen, in die Erde befestigten Ring treiben, — eines der beliebtesten Volksspiele. Die Weiber stehen oder sitzen beständig vor den Häusern und schwätzen oder zanken, und die Kinder leben gar den ganzen Tag auf der Gasse. — Über jede Kleinigkeit gerathen sowohl Alte als Junge in Streit, dann stoßen sie mit den Füßen auf einander, was bei Weibern oder Mädchen gar anmuthig läßt! selbst mit Messern sind sie gleich bei der Hand.

Will man das Volk Neapels recht beobachten, so muß man seine Wohnung im Viertel St. Lucia aufschlagen. In

den kleinen Seitengäßchen wohnen die Fischer, Fachini, Lazaroni und Schiffer, die den größten Theil des Tages auf der großen Straße St. Lucia zubringen, die zugleich eine Hauptpassage der Spazierengehenden, Fahrenden und Reitenden ist. Längs des Hafens findet man eine Menge Verkäufer von Austern und Schalthieren, die sie frisch vom Meere bringen. Die Lazaroni gehen nicht mehr halb nackt, wie sonst; auch das gemeine Volk ist ziemlich gut gekleidet, doch durchaus nicht originell.

Hier rollten auch die meisten schönen Equipagen vorüber, in welchen höchst elegante Damen und Herren saßen.

Die Männer, selbst viele der besseren Klasse, kaufen alle Lebensbedürfnisse ein, als: Fleisch, Brot, Geflügel u. s. w. Letzteres wird in ganz Italien sehr stark gegessen. Besonders liebt man Indiane (falkutische Hähne), die auch zerlegt und theilweise nach Gewicht verkauft werden. An Sonn- und Feiertagen sind die Kaufläden mit Waaren und Lebensmitteln, die Fleischbänke und Geflügelstände eben so den ganzen Tag eröffnet, wie an Werktagen. In ganz Italien sieht man der Art keine Heiligung eines Feiertages.

Am fünfzehnten Tage war ich wieder so weit hergestellt, daß ich mit einiger Mäßigung meine Touren beginnen konnte.

Ich beschränkte mich Anfangs auf Kirchen, Palläste und das Museum, besonders weil das Wetter über alle Maßen schlecht war. Es regnete, oder besser gesagt, der Regen strömte fast täglich vom Himmel, und in solchem Falle schießt das Wasser gleich Bächen von den Seitengassen herab, dem Meere zu. Neapel liegt größtentheils auf einer Anhöhe, Kanäle sind nirgends angebracht, folglich muß sich das Wasser selbst Bahn brechen, was zum Theil auch sein Gutes hat, weil es die Stadt, in deren Seitengassen ein Schmutz sondergleichen herrscht, ein Bißchen rein fegt.

Ein Urtheil zu fällen über die Herrlichkeiten und Kunstschätze, welche ich hier und ferner in Rom, Florenz u. s. w.

gesehen habe, wäre von mir, die ich keine Kennerin bin, eine Albernheit. Ich kann nur andeuten, was ich gesehen habe.

Ich hielt mich bei meinen Wanderungen größtentheils an die Eintheilung und Angaben des Reisehandbuches von August Lewald, das jeder Reisende als sehr richtig und zweckmäßig erproben wird.

Den Anfang machte ich mit dem königlichen Pallast, der nahe meiner Wohnung in St. Lucia gelegen, mit der einen Seite die Fronte gegen das Meer, mit der andern gegen den schönen, großen Platz bildet. Er hat zwei und vierzig Fenster in der Reihe. Von seinem Innern konnte ich nichts sehen, als die reich verzierte Kapelle, denn die königl. Familie war beständig anwesend, und daher der Zugang in die Gemächer nicht gestattet.

Dem Schlosse gegenüber steht die herrliche Rotunda, auch Kirche des heil. Francesco de Paula genannt. Zu beiden Seiten dieser Kirche reihen sich, von schönen Säulen getragen, halb freisförmige Portiken, unter welchen mehrere Kaufläden angebracht sind. Die Rotunda ist mit einer herrlichen Kuppel gedeckt, die auf 34 Marmorsäulen ruht. Die Altäre, zwischen welchen kolossale Statuen von weißem Marmor in Nischen stehen, sind rings an den Wänden angebracht, und zum Theil mit sehr schönen Altarbildern, Arbeiten neuerer Zeit, geschmückt. An dem Hauptaltare ist viel Lapis Lazuli verschwendet. In den höhern Räumen der Kuppel laufen zwei Gallerien mit schönen, eisernen Geländern. Die ganze Kirche ist mit grauem Marmor überkleidet, sogar die Beichtstühle sind von diesem Gestein. Der Eintritt in dieses Gotteshaus überrascht, denn Alles hat hier eine eigene Gestalt. Von außen hält man es aber eher für ein anderes Prachtgebäude, als für eine Kirche. Die berühmte Rotunda zu Rom gab das Modell für diese ab, nur die Portiken sind jenen an der Peterskirche nachgebildet.

Auf dem Plage vor dieser Kirche stehen zwei große Reiterstatuen von Erz.

Von hier kommt man gleich in die beiden schönsten und belebtesten Straßen der Stadt, nämlich in die Chiaja und Toledo. Unweit von da steht das imposante Theater St. Carlo, welches nicht nur das größte in Italien, sondern in ganz Europa seyn soll. Schon von außen macht es einen herrlichen Anblick. Es hat eine ziemlich lange und breite Vorhalle, die auf Säulen gestützt ist, unter welcher die Equipagen vorfahren, damit man trocken und bequem aus- und einsteigen kann. Diesen Abend war „besonders große Vorstellung,“ ich ging hinein, und fand das Innere des Hauses wahrhaft überraschend. Es enthält sechs Stockwerke, lauter Logen. Ich zählte im ersten Range vier und zwanzig. Jede hat beinahe die Größe eines kleinen Zimmers, zwölf bis fünfzehn Personen haben bequem Raum. Einen herrlichen feenartigen Anblick soll es gewähren, wenn der äußere Schauplatz, wie dieß oft bei besondern Feierlichkeiten der Fall ist, ganz beleuchtet wird. Ober dem Portale der Bühne ist, wie beinahe in allen Theatern Italiens, eine Uhr angebracht, die nicht nur die Stunden, sondern auch die Minuten angibt. Eine „außerordentliche Vorstellung“ fängt gleich nach 6 Uhr an und hört gewöhnlich eine, auch zwei Stunden nach Mitternacht auf. Ich sah diesen Abend ein kleines Ballet, darauf folgten zwei Akte einer Oper, sodann ein Lustspiel, und den Schluß machte ein großes, brillantes Ballet. Bei Beneficien gibt man absichtlich so vielerlei Vorstellungen, um das Publikum recht anzuziehen, und nebst dem sind die Preise noch um ein Fünftel niedriger.

Der größte Platz, Largo del Castello, schließt sich beinahe an das Theater an, er ist von länglicher Form und trägt mehrere pallastähnliche Gebäude; in einem derselben befindet sich das Finanzministerium und die Polizeibehörde. Ein hübscher Brunnen, an welchem das Wasser über Felsen stürzt und einen kleinen Fall bildet, ist nicht zu übersehen.

Etwas weiter links kommt man auf den Platz Medina, auf welchem der schönste Springbrunnen Neapels steht. In der Mitte dieser beiden Plätze, hart am Meere, liegt das Castell nuovo, welches ganz die Form der Bastille haben soll. Es ist stark befestigt und dient zur Vertheidigung des Hafens. An diesem geht es äußerst lebhaft zu, manche Stunde ergözte ich mich an dem Gewühle, besonders an Sonn- und Feiertagen, wo sich Improvisatoren, Sänger, Musiker und allerlei Gaufler einfinden.

Unweit vom Hafen ist eine lange Gasse, in der sehr viele Garfücken und eine Menge Stände mit Lebensmitteln aller Art etablirt sind. Hierher geht man des Abends, wenn man das Volk um die Maccaroni-Kesseln versammelt sehen will; doch zuvor lasse man Uhr und Börse zu Hause, selbst das Sacktuch ist nicht sicher.

Von dem Gedränge und Geschrei, was da herrscht, kann man sich keinen Begriff machen. Große Kessel stehen vor den Boutiken, und mit einer großen hölzernen Gabel oder mit einem Löffel faßt der Wirth eine Portion Maccaroni auf einen Teller und reicht ihn dem Verlangenden hin. Einige verzehren ihre Lieblingsspeise mit, andere ohne Fett und Käse, je nach Beschaffenheit des Kassaandes. Alle aber essen — mit den Händen. Zahllos ist das Heer der Hungrigen, und man hat große Mühe, in dieser breiten Straße sich während der allgemeinen Fütterungszeit durch die Menge zu drängen. Nicht weit von dieser Volksstraße sind zwei Theater mit Pulcinellos aufgeschlagen. Die Marionetten des einen haben eine Höhe von anderthalb, jene des zweiten gar von drei Fuß.

Dann gibt es noch ein Volkstheater, in welchem Komödien lustigen und traurigen Inhalts aufgeführt werden, in jeder muß der Hanswurst vorkommen. Die übrigen Theater, als nuovo, Carlini u. s. w. haben ungefähr die Größe des Leopold- und Josephstädter-Theaters, und mögen etwa acht hundert Personen fassen. Ihr Aeußeres wie ihr Inneres ist un-

ansehnlich, aber man singt und spielt in einigen recht gut. In einem derselben muß man, um in die Logen ersten Ranges und in das Parterre zu gelangen, statt über Treppen hinauf, hinabsteigen.

Kirchen und Kapellen zählt man in Neapel über dreihundert. Ich besuchte sehr viele davon, denn ich trat in jede, an welcher mich mein Weg vorbeiführte. Besonders gefiel mir St. Fernando, eine Kirche, die zwar nicht sehr groß ist, aber einen freundlichen Anblick gewährt. Die Decke ist voll Fresken, die Wände sind ziemlich reich mit Marmor belegt. An den beiden ersten Seitenaltären findet man ein Paar recht schöne Brustbilder von Heiligen.

St. Jesu nuovo, eine sehr schöne Kirche, steht auf dem Largo maggiore, und ist voll herrlicher Fresken, die mit gemahlten Arabesken reich umgeben sind. Diese Arabesken sehen aus, als wären sie übergoldet, und machen einen wunderbar schönen Effekt. Die sehr breite Kirche enthält eine Menge Nebenkapellen, die durch große Gitter geschlossen sind. Sie hat eine schöne Hauptkuppel, und über jede größere Nebenkapelle wölbt sich wieder eine eigene Kuppel.

St. Jesu maggiore, ist dem Namen widersprechend, eine kleine, im Innern unansehnliche Kirche, von außen aber mit herrlichen gothischen Verzierungen geschmückt.

St. Maria di Piedigrotta, ist ebenfalls eine kleine Kirche, wird am meisten besucht, weil die Leute das größte Zutrauen zu diesem Bilde der heil. Maria haben. Sie ist der Besichtigung nicht werth.

In ihrer Nähe liegt die unermesslich lange Grotte von Paasilipp, jetzt Puzzoli genannt. Sie ist in einen Berg gehauen, bei 1200 Schritte lang, 50 bis 60 Fuß hoch und so breit, daß zwei Wagen sich bequem ausweichen können. In ihrer Mitte befindet sich eine kleine, in Felsen gehauene Kapelle. Sie und die Grotte sind immerwährend, bei Tag und bei Nacht, beleuchtet. Letztere ist, wie ganz Neapel, mit der Lava des Besuvs gepflastert.

Gleich oberhalb der Grotte auf der Seite der Stadt Neapel sieht man einen einfachen Grabstein von weißem Marmor, er ist das Monument Virgil's. Viele Stufen führen auf den Hügel zu dem Garten, der dieß Denkmal in sich schließt, welches aber die Asche des Dichters nicht in sich birgt. Den Ort, wo er selbst ruht, wußte man nicht mehr mit Bestimmtheit anzugeben, der Grabstein wurde nur zu seinem Gedächtnisse gesetzt. Die Aussicht auf dieser Höhe ist eben so lohnend, als der Durchgang durch die Grotte von Pausilipp. Lange wandelt man in tiefer Finsterniß, die nur hie und da durch eine Lampe spärlich erleuchtet wird, und plötzlich — kömmt man in das hellste Tageslicht, und sieht sich von der herrlichsten Natur umgeben.

Der öffentliche Garten Neapels befindet sich auch in dieser Gegend. Er zieht sich bis zu dem untern Theil der Straße Chiaja, ist äußerst lang, nicht sehr breit, und enthält viele schöne Statuen, Aussichten und Gewächse; an die eine Seite desselben schließt sich eine breite, schöne Straße, in welcher viele große Häuser stehen. Ich ritt auch nach dem Bomero, auf welchem ein königl. Lustschloß mit einem Garten, und noch höher ein Kamaldulenser-Kloster erbaut ist. Von diesem hat man die entzückendste Aussicht. — Neapel mit seinen Golfen, Puzzoli, mehrere der schönsten Inseln, der See Agnano, die ruhenden Krater der Solfatara, Baja, den Vesuv mit der ganzen Kette von Bergen und das unermessliche Meer liegen in der schönsten Zusammenstellung, in der wunderbarsten Farbenmischung vor den staunenden Blicken. Dieß ist der Ort, von dem die Neapolitaner mit Recht sagen: „Hieher muß man kommen — sehen — und sterben.“ —

Und dennoch gefiel mir die Aussicht vom Rosalienberg und dem königl. Lustschloß Favorita bei Palermo besser, die Schönheiten der Natur sind dort mehr zusammengedrängt, sie sind dem Beschauer näher, er kann sie leichter überblicken,

und an der Prachtfülle und Abwechslung stehen sie jenen Neapels nicht nach. —

In der Akademie degli Studi brachte ich mehrere halbe Tage zu, so viel gibt es dort zu sehen. Der Eintritt in dieses Gebäude ist über alle Beschreibung schön. Der Portikus, so wie die herrlichen Treppen sind mit kunstvollen Statuen und Büsten geziert. Rechts führt eine Thür in den Saal, in welchem die Gemälde aus Herculenum und Pompeji aufgestellt sind; man findet darunter noch manche sehr schöne, deren Farben größtentheils wunderbar erhalten sind. In dem großen Saale am Ende des Hofes steht auf der einen Seite die kolossale Statue des Farnesischen Herkules, auf der andern die Gruppe des Farnesischen Stieres, beide von dem Athenienser Glycon verfertigt. An beiden Stücken, besonders an letzterem, ist sehr viel restaurirt worden.

Die Gallerie der großen Bronzen soll die vorzüglichste in der Welt seyn, das Trefflichste des Alterthums in dieser Gattung findet man hier vereint. Es gibt so viele ausgezeichnete Stücke, daß ich gar nicht wüßte, wo ich anfangen und aufhören sollte mit dem Erzählen derselben.

Dem Saale der Bronzen gegenüber liegt jener der Marmorstatuen, unter welchen ganz besonders eine Venus bemerkenswerth erscheint.

Auch in der Gallerie der Flora ist die Statue dieser Göttin, unter dem Namen der „Farnesischen“ das Vollendeste.

Im Saale der mehrfarbigen Marmorarten ist der sitzende, leierspielende Apollo aus Porphyre das größte Meisterwerk.

In der Gallerie der Musen ist ein Bassin von athenischem Porphyre das Großartigste.

Im Zimmer des Adonis fällt die schöne Venus Anadyomene am meisten auf, so wie im Kabinet der Venus die Venus Kallipygos das merkwürdigste Seitenstück zur Venus von Medicis ist.

Die obern Räume dieses großartigen Akademie-Gebäudes enthalten die bündereiche Bibliothek und die Bildergallerie.

Ich besuchte auch die Katakomben des heil. Januarius, die in drei Stockwerken durch einen Berg laufen, und größere und kleinere Nischen, oft fünf bis sechs übereinander enthalten.

In der Kapelle Sa. Maria della Pietà, im Pallaste S. Severino, bewunderte ich die drei schönsten und werthvollsten Marmorstatuen, welche man sehen kann, „die Unschuld im Schleier“ „die Bosheit im Neze“ und „einen liegenden Christus in einen Schleier gehüllt.“ Sie sind von Bernini gearbeitet.

Die größte Kirche der Stadt ist die Kathedrale des heiligen Januarius, sie ruht auf hundert und zehn Säulen aus ägyptischen und afrikanischen Granit, die immer zu dreien in den Pilastern der Kirche eingemauert sind, was ihr eben ein sehr imposantes Aussehen gibt. Der Hauptaltar, unter welchem der Körper des heil. Januarius liegt, ist mit vielen kostbaren Steinarten ausgeziert. In dieser Kirche gibt es sehr viele und meistens gute Gemälde. Die Kapelle des heil. Januarius, auch die Kapelle des Schazes genannt, ist das Herrlichste, was man sehen kann. Das Volk ließ sie nach Aufhebung der Pest als Dankopfer bauen. Sie soll über eine Million Dukaten gekostet haben und enthält den größten Kirchenschatz der Christenheit. Ihre Form ist rund, an ihre sieben Altäre ist Alles, was die Kunst vermag, verwendet worden. Jedes Fleckchen bedecken Schätze und Kunstwerke, und zwei und vierzig korinthische Säulen von dunklem Stein tragen die Decke. Die Verzierungen des Hochaltars, die ungeheuern Leuchter und Blumengefäße sind von Silber. Bei einem großen Feste, wo Alles reich erleuchtet ist, muß hier eine blendende Pracht herrschen. In dieser Kapelle werden der Kopf und zwei kleine Fläschchen Blut des heil. Januarius aufbewahrt; Letzteres wird, wie das Volk behauptet, alle Jahr

fließend. Die Fresken an der herrlichen Decke sind vortreflich. Auf dem Plage vor der Kirche steht ein schöner Obelisk mit der Statue des heil. Januarius.

St. Jeronimo ist überraschend, wenn man eintritt. Die ganze Decke dieser Kirche ist bis herab an die Säulen voll der herrlichsten Arabesken und Figuren. Sie enthält schöne Gemälde, und ist wegen ihrer Architektur berühmt.

St. Paula maggiore, eine große ebenfalls sehr sehenswerthe Kirche, hat auch schöne Fresken und großartige Arabesken; einige hübsche Monumente und Statuen von Marmor sind nicht zu übersehen. Vor der Kirche stehen zwei sehr alte Säulen.

St. Chiara, eine große, schöne Kirche, umfängt mehrere schöne Monumente und Oelgemälde.

Unter den Ausflügen in die Umgegend Neapels ist unstreitig Puzzoli der interessanteste. Man fährt durch die große Grotte und kömmt dann in die alte ziemlich bedeutende Stadt Puzzoli mit 8000 Einwohnern. Cicero nannte sie das kleine Rom. In ihrem Mittelpuncte steht die Kirche des heiligen Proculus, die aus einem heidnischen Tempel in einen christlichen umgeschaffen wurde, und mit hübschen corinthischen Säulen geziert ist.

Besonders merkwürdig ist die Ruine des Tempels des Serapis. Man sieht noch beinahe die ganze Anlage und Größe dieses Prachtgebäudes. Es stehen noch einige Säulen, die die Kuppel trugen, so wie auch noch einige Zellen, welche den Tempel umgaben und einst zu Bädern eingerichtet waren. Alles ist von schönem weißen Marmor. Das Meiste von den Ruinen wurde zum Bau des königlichen Lustschlosses Caserta verwendet.

Der Hafen von Puzzoli soll der schönste in Italien gewesen seyn. Von hier ließ Caligula eine Brücke erbauen, welche nach Baja führte, und gegen 4000 Schritte lang war. Er unternahm dieß Riesenwerk, weil man ihm prophezeit hatte, er werde eben so wenig Kaiser werden, als er zu

Pferde nach Baja reiten könne. Er widerlegte die Prophezeiung und wurde Kaiser. Vom Amphitheater und Kolosseum ist nichts mehr zu sehen. Jetzt steht ein Kapellchen da, und zwar an dem Orte, wo man der Sage nach einst den heil. Januarius den Bären vorwarf.

Unweit dieser Kapelle zeigt man das Labyrinth des Dädalus, von welchem noch verschiedene Gänge existiren, aus denen man sich schwer ohne einen leitenden Cicerone herausfinden würde.

Wir bestiegen den Hügel, gleich außerhalb der Stadt, auf welchem noch einige Reste der Villa Cicero's zu sehen sind, und genossen da eine der schönsten Aussichten.

In dieser Gegend wandelt man auf lauter Ruinen und sieht überall nichts als Reste der Vorzeit. So kamen wir nach einer kurzen Wanderung von Cicero's Villa zu den Ruinen dreier Tempel, der Venus, der Diana und des Merkurs. Vom ersten sieht man nur noch eine Seite nebst einigen Kämmerchen, die man die Bäder der Venus nennt. Vom Tempel des Merkurs steht ein Theil der Rotunde. Er war akustisch gebaut, denn was man an der einen Seite leise an die Wand spricht, hört derjenige, der auf der entgegengesetzten Seite das Ohr an dieselbe hält. Vom Dianen-Tempel blieben einige Bruchstücke der Rotunda übrig.

Die Schwigbäder des Nero, in Felsen gehauen, bestehen in mehreren Gängen, in welchen man aber nicht weit vordringen kann, weil die Hitze zu drückend ist. Ein Junge lief zur Quelle und brachte uns siedend heißes Wasser, er selbst war ganz roth im Gesichte und troff vor Schweiß. Diese armen Jungen bleiben gewöhnlich so lange an der Quelle, bis sie einige Eier gekocht haben, allein ich verbat mir diese Menschenquälerei, ich wollte mir nicht einmal das Wasser holen lassen, doch Herr Bretschneider that es nicht anders.

Von da fuhren wir auf dem Meere nach Baja hinüber. Hier hatten einst viele Vornehme ihre Villen. Es soll aber so

sittenlos zugegangen seyn, daß es zuletzt eine Schande wurde, sich einige Zeit da aufzuhalten. Die Lage, Fruchtbarkeit und Schönheit dieser Gegend erfüllt jeden Reisenden mit Entzücken. Ein Schloß, neuerer Zeit als Kaserne für Invaliden benützt, liegt auf einem vorspringenden Berge. Von einem Tempel des Herkules sieht man nur unbedeutende Spuren. Etwas Mauerwerk, ein Grabmahl, bezeichnet die Stelle, wo Agrippina, wie man mir sagte, auf Befehl ihres Sohnes ermordet und begraben wurde.

Das ungeheure Reservoir, welches einst Kaiser Augustus anlegen ließ, um die Flotte mit Süßwasser zu versehen, liegt in der Nähe von Bajä und heißt Piscinä. Dieser Wasserschälter umfaßt mehrere sehr große Räume, deren Wölbungen von vielen Säulen getragen werden. Man muß über eine Treppe hinuntersteigen.

Unweit dieses Reservoirs gelangt man zu den centocamerelle, einem Gefängnisse, das aus lauter kleinen Zellen besteht.

Im Rückwege besuchten wir die Solfatara, jene berühmte Krater-Ebene, die bei tausend Fuß lang und achthundert breit, rings herum mit Hügeln umgeben und noch nicht gänzlich ausgebrannt ist. An vielen Orten brennt noch Schwefel, von dem sie den Namen führt, und überall steigen Rauchsäulen auf, die einen garstigen Schwefel-Geruch um sich verbreiten. Wenn man mit einem Stöcke auf den Boden stößt, so hört man einen Schall, woraus man schließen kann, daß Alles unterhöhlt ist. Dieser Gang ist daher sehr schauerlich, man schreitet immer wie über eine gespannte Decke, die jeden Augenblick einbrechen kann. Hier ist eine Schwefel- und Alaun-Fabrik angelegt. Ein Kirchlein der Kapuziner, in welchem man den Stein zeigt, auf welchem der heilige Januarius, nachdem ihn die Bären nicht zerreißen wollten, enthauptet wurde, steht oberhalb der Solfatara auf einem Hügel.

Zur Hundsgrotte kamen wir erst gegen Abend. Ein Jä-

gersmann vom f. Jagdrevier Astroni begleitete uns und holte den Mann herbei, der den Schlüssel zur Grotte verwahrt. Dieser Mann brachte ein Paar Hunde mit, um uns an einem dieser Thiere das Experiment der Zuckungen, die durch die in der Höhle enthaltene Luft entstehen, zu zeigen. Allein ich ließ dieß nicht zu, und begnügte mich, die Grotte anzusehen. Sie ist durch eine Thüre verschlossen und sehr klein, etwa acht bis zehn Fuß lang, die Hälfte so breit und sechs oder acht Schuh hoch. Ich ging hinein, und fühlte in aufrechter Stellung gar keine Beängstigung. Allein als ich mich gegen den Boden neigte, und mir die untere Luftschichte in das Gesicht fächelte, empfand ich ein abscheuliches, beängstigendes Gefühl des Erstickens.

Nachdem wir diese Merkwürdigkeiten besehen hatten, führte uns der Jägersmann zu dem nahe gelegenen Jagdschloßchen, und den kleinen See, auf welchen eine Unzahl Wasserenten gemästet werden. Dieser Mann erzählte uns noch von einer andern viel merkwürdigeren Grotte, wozu er den Schlüssel besitze, und zu der er uns mit Vergnügen geleiten wolle. Obwohl es schon sehr stark dämmerte, gingen wir dennoch hin, da sie sehr nahe war. Er sperrte auf und sagte, wir möchten nur Beide hineingehen, uns tief hinab neigen, den Mund öffnen, und wie wir es in der Hundsgrotte gemacht hätten, mit den Händen die Luft von unten recht hinauf fächeln — dieß sei ein ganz besonders gutes Mittel für den Magen. Da uns aber der Mann mit seiner außerordentlichen Beredsamkeit ein Bißchen verdächtig vorkam, und es uns ganz besonders auffiel, daß er uns Beide zugleich in der Höhle haben wollt, so gingen wir gerade nicht zusammen hinein. Hr. Brettschneider blieb mit dem Manne außen stehen, und ich trat allein hinein und that, wie er mir gesagt hatte. War nun schon die untere Luftschichte in der Hundsgrotte erstickend, so fand ich diese noch viel ärger, mit Blitzschnelle eilte ich hinaus, und nun erriethen wir die Absicht dieses Kerls. Wären

wir Beide hineingegangen, so hätte er gewiß die Thüre zugemacht, und in einigen Augenblicken wären wir erstickt. Wir ließen von unserer Vermuthung nichts merken, sondern sagten ihm nur, daß wir uns heute nicht länger aufhalten könnten, da es schon spät sei. Der Mann begleitete uns durch die wilde, schauerliche Gegend, mit dem Gewehre auf dem Rücken, und flößte uns immerwährende Angst ein, den er sprach beständig von seiner Ehrlichkeit und den guten Absichten, die er mit uns habe. Wir hielten uns knapp an seiner Seite, ließen ihn nicht aus den Augen, und zeigten uns munter und furchtlos; so gelangten wir endlich glücklich auf die offene Straße.

Das k. Lustschloß Portici liegt ungefähr 4 Miglien von Neapel, wir fuhren auf der Eisenbahn dahin. Schloß und Garten sind schön und ziemlich groß. Von da gingen wir nach Resina. Portici und Resina sind durch Villen und Häuser der Art verbunden, daß man sie für einen Ort hält. Unterhalb Resina liegt das im Jahre 79 nach Christi Geburt verschüttete Herculaneum. Im Jahre 1689 grub ein Marquese in seinem Garten nach einem Brunnen, und bei dieser Gelegenheit stieß man in der Tiefe von fünf und sechzig Fuß auf Marmorstücke mit verschiedenen Inschriften. Erst im Jahre 1720 ließ ein Prinz Nachgrabungen vornehmen, aber freilich mit großer Vorsicht, weil leider Resina über Herculaneum erbaut ist, und daher der Einsturz der obern Häuser zu befürchten war.

In Resina nimmt man einen Führer mit Fackeln und steigt in die Tiefe, um das unterirdische Herculaneum zu besuchen. Wir sahen das Theater, viele Häuser, einige Tempel und das Forum. An den Wänden der Zimmer bemerkt man noch schöne Fresken. Die Fußböden sind mit Mosaik belegt, doch sieht man hier kaum zum zehnten Theile so viel Merk-

würdiges, als das gleichzeitig mit Herculaneum verschüttete Pompeji bietet.

Pompeji ist das Interessanteste, was man der Art sehen kann. — Ein großer Theil dieser Stadt ist mit Mauern umgeben, ganze Reihen von Häusern, mehrere Tempel, das Theater, das Forum, kurz, eine Menge Gebäude, Gassen und Plätze liegen da vor uns aufgedeckt — ausgegraben. Je mehr ich in den Gassen und Plätzen umherging, desto befremdender kam es mir vor, so allein zu wandeln, und nicht überall auf Bewohner und Arbeitsleute zu stoßen, die sich mit Ausbesserung der beschädigten Häuser beschäftigten. Es schien mir kaum denkbar, daß so viele schöne Häuser und wohl-erhaltene Gemächer unbewohnt seien. — Diese Leerheit machte einen recht düstern Eindruck auf mich.

Obwohl ein großer Theil der Stadt bereits ausgegraben ist, fand man bisher noch nicht mehr als 300 Gerippe, ein Beweis, daß die Mehrzahl der Einwohner sich rettete.

In vielen Häusern sieht man die prächtigsten Mosaikböden, Blumen, Kränze, Thiere oder Arabesken vorstellend; sogar die Vorhallen und Höfe fanden wir mit einer größeren Gattung Mosaik ausgelegt. — Die Wände und Gemächer sind mit einem schönen, festen und glänzenden Mörtel überzogen, der oft wie Marmor ausieht, und darauf sind die herrlichsten Fresken gemalt. Im Hause des Sallustius sieht man im Keller noch eine ganze Reihe von Weinkrügen. Im Innern der Häuser erkennt man noch deutlich die Eintheilung und Bestimmung der Gemächer. Die meisten derselben sind sehr klein. Die Fenster gehen selten der Straße zu. In den Gassen bemerkt man die tiefen Geleise der Wagen. Alles, was man von transportablen Kunstschätzen fand, als: Statuen, Gemälde u. s. w. wurde nach Neapel gebracht und im Museum aufgestellt.

D e r B e s u v.

In der angenehmen Gesellschaft der Madame Brettschneider und des Herrn M. ritt ich um eilf Uhr Vormittags von Mesina ab. Ein angenehmer Weg, durch lauter Weinpflanzungen, führte uns in einer Stunde in die Nähe des großen Lavafeldes Torre del Greco. Ein fürchterlicher Anblick ist es, die ungeheuren Massen von Lava in allen Formen um sich her aufgethürmt zu sehen. Jede Vegetation ist verschwunden, weit und breit erblickt man nichts als die erstarrten Massen, die sich einst als glühende Ströme von allen Seiten den Berg herabwälzten. Ein prächtig gebahnter Weg führt ohne die geringste Beschwerde mitten durch diese Verwüstung zu dem gewöhnlichen Ruhepunkte, nämlich zum „Eremiten.“

Wir hielten an, begaben uns in das obere Stockwerk, und ließen uns eine Flasche Lacrimae Christi reichen. Die Aussicht von diesem und von mehreren andern Punkten der Excursion ist wundervoll.

Der Einsiedler aber scheint eben kein gar zu einsames Leben zu führen, denn selten vergeht ein Tag, an dem nicht Fremde einsprechen, die sich seiner Aufmerksamkeit in um so höherem Grade zu erfreuen haben, je größere Beche sie machen. Der geistliche Herr ist eigentlich nichts als ein recht gemeiner Wirth; er sieht auch so feist und dick aus, wie die meisten dieses Geschäftes. Wir blieben drei Viertelstunden bei diesem Einsiedler-Wirthe, und ritten dann auf schönen Wegen, zwischen Lavafeldern, der Höhe zu. Nach einer halben Stunde aber waren wir von Lavafeldern eingeschlossen; der Weg war zu Ende. Wir stiegen ab und traten die Wanderung zu Fuße an. Von dem Bilde, welches sich uns hier zeigte, ist es schwer, sich eine Vorstellung zu machen. Rund umher Verwüstung. In Schollen über Schollen, in den abenteuerlichsten Formen, bedeckt Lava die ganze Gegend. Hier thürmt sich ein Hügel auf, von allen Seiten wie abge-

geschnitten; dort sieht man einen ganzen Strom, wie er einst vom Berge gestürzt und nach und nach erstarrt sein mag. Da sind ungeheure Räume angefüllt mit übereinander geworfener Lava, die öde und erloschen, viele, viele Jahre hier in Ruhe und Frieden liegt, und vielleicht noch eben so lange liegen wird — ihre Kraft hat ausgetobt! —

Die Lava hat verschiedene Farben, je nachdem sie durch längere oder kürzere Zeit der Luft ausgesetzt ist. So hat die älteste Lava die Farbe des Granits und auch beinahe seine Härte, weshalb man sie zum Baue der Häuser und zur Pflasterung der Straßen verwendet.

Von der Stelle, wo wir die Esel stehen ließen, hatten wir beinahe noch eine Stunde lang über Lava zu klettern, um bis an den Krater zu gelangen. Diese Partie ist zwar etwas beschwerlich, da man bei jedem Schritte genau Acht geben muß, um nicht mit dem Fuße zwischen die Schollen zu kommen; aber doch lange nicht so schrecklich, als die Leute davon fabeln. Man muß nur tüchtige Stiefletten anziehen, dann geht es herrlich. Je höher man kommt, aus desto mehr Spalten sieht man Rauch aufsteigen. Wir legten in eine solche Spalte Eier, und fanden sie in vier Minuten vollkommen gut gekocht. In der Nähe solcher Orte war der Boden theilweise so heiß, daß man den Fuß kaum einige Minuten hätte ruhen lassen können. Aber von Sohlen verbrennen und dergleichen spürten wir nichts.

Am Krater angelangt, wurden wir von einem solchen Nebel umgeben, daß wir nicht zehn Schritte vorwärts sehen konnten. Wir mußten uns setzen und geduldig warten, bis die Kraft der Sonne wieder durchdrang, und Licht und Heiterkeit um uns verbreitete. Dann stiegen wir in den Krater, und gingen so nahe als möglich zu der Stelle, aus welcher die Rauchsäule empor wirbelt. Der Weg dahin war schauerlich, denn man war wie in einen Kessel eingeschlossen, und sah nichts um sich als Berge von Lava, und vorne stieg die un-

geheure Rauchsäule auf, die uns alle Augenblicke einzuhüllen drohte, denn der Wind trieb manche Wolke davon in unsere Nähe. Wenn man mit einem Stöcke auf den Boden stieß, gab es einen so dumpf dröhnenden Ton, wie in der Solfatara. In der Nähe der Rauchsäule sahen wir auch nicht mehr, als am Rande, von dem wir hinab geklettert waren — eine Verwüstung sonder Gleichen, ein Bild ganz eigener Art. Der Krater scheint noch denselben Umfang zu haben, wie ihn Herr Lewald vor einigen Jahren angegeben hat, nämlich bei fünftausend Fuß. Nachdem wir wieder heraufgestiegen waren, umgingen wir auch von außen einen großen Theil des Kegels.

Nun begleitete uns der Führer auf ausdrückliches Begehren des Herrn M., welchem alle merkwürdigen Stellen des Besuchs bekannt sind, zur sogenannten „Hölle,“ einem kleinen Krater, der sich erst im Jahre 1834 gebildet hat. Wir stiegen, um dahin zu gelangen, ungefähr eine halbe Stunde auf Lavaschichten umher. Der Anblick dieser „Hölle“ überraschte mich ganz besonders. Etwa fünfzehn Schritte vor uns erhob sich plötzlich eine unebene Wand von Lava, an deren hervorragenden Bildungen ganze Schichten des reinsten Schwefels, so wie auch andere schön gefärbte Substanzen hingen. Eine derselben war weiß wie Schnee, leicht und sehr porös. Ich nahm ein Stück mit mir, doch als ich es des andern Tages sorgfältig verpacken wollte, war mehr als die Hälfte davon aufgelöst, ganz weich und feucht, so daß ich das Ganze wegwerfen mußte. Eben so ging es mir mit einer ähnlichen hellroth gefärbten Substanz. Letztere machte sich an den Wänden und Spalten über alle Beschreibung schön, sie sah aus, wie glühende Lava. An eine der in dieser Wand befindlichen Spalten hielten wir Stückchen Papiere hin, die gleich in Flammen aufgingen. Herr M. warf eine Cigarre hinein, sie brannte augenblicklich an. Die Hitze, welche da heraus dunstete, war so groß, daß wir die Hand gleich zurückziehen mußten. An einer Stelle, unweit einer Spalte, konnten wir das

Ohr an den Boden halten, da hörten wir ein Rauschen und Brausen, wie wenn es unter uns kochte. — Bei dieser Hölle war wirklich viel zu sehen, und noch dazu ohne die Unannehmlichkeiten, von der schrecklich nach Schwefel stinkenden Rauchsäule eingehüllt zu werden, wie es am Hauptkrater geschehen kann.

Nach einem Aufenthalt von mehreren Stunden in und um den Krater verließen wir diesen und stiegen auf der steilsten Seite, nämlich über den Aschenegel, hinab. Es geht beinahe senkrecht, und man würde schwerlich mit heiler Haut hinabkommen, wenn man nicht bei jedem Schritte fast Fuß tief in Asche und Sand einsänke.

Man mußte den Körper recht zurücklegen und mit der Ferse auftreten, um das Hinabstürzen zu vermeiden. Auf diese Art setzt man sich höchstens einige Mal zu Boden, was weder schmerzt noch gefährlich ist. In zwölf Minuten waren wir auf dem Plage, wo unsere Esel standen. Wir erreichten Resina bei stockfinsterer Nacht, und hatten zu der ganzen Partie acht Stunden gebraucht.

Mein letzter Ausflug galt dem Schlosse Caserta, welches sechzehn Miglien von Neapel entfernt, gegen Capua liegt. Es gilt für eines der schönsten Lustschlösser Europa's, mich überraschte es außerordentlich. Seine Form ist viereckig, der Portikus ist fünfhundert sieben Fuß lang und wird von acht und neunzig Säulen aus dem schönsten Marmor getragen. Das Stiegenhaus und die Hallen im obern Geschosß allein müssen unermessliche Summen gekostet haben, nicht minder die Kapelle im ersten Stock, die ungemein schön und reich ist. Die Säle und Gemächer sind mit seltener Pracht, mit einem Überflusse an Fresken, Delgemälden, Sculpturarbeiten, Vergoldungen, schweren Seidenzeugen, Marmor u. s. w. geschmückt. Sogar ein niedliches Theater mit artigen Dekorationen be-

findet sich im Schlosse. Der Garten ist groß, besonders dehnt er sich in die Länge. An seinem Ende erhebt sich ein Berg, von welchem sich ein bedeutender Fluß rauschend und schäumend, über zum Theil geschaffene Felsen, in die tiefer gelegene Abtheilung des Gartens stürzt. Kaum hat dieser Fluß hier wieder Ruhe erlangt, und fließt langsam und stattlich in seinem aus Quadersteinen gebauten Flußbette dahin, so muß er neuerdings eine Kaskade bilden, und dann nochmals und nochmals, bis er beinahe das Schloß erreicht, in dessen Nähe ein großes Wasserbecken angelegt ist, von welchem das Wasser in Leitungen der Stadt zugesandt wird. Der Anblick vom Porticus auf diese Wasserfälle ist reizend. Von Caserta fahren wir noch zehn Miglien weiter zur berühmten Wasserleitung, die ganz Neapel mit Trinkwasser versieht. Ein prachtvolles Werk! — Drei unermesslich hohe, über einander gebaute Bogengänge führen dieß Element über Berg und Thal den Städten zu.

Dieß war mein letzter Ausflug; Tags darauf den 7. November Morgens 3 Uhr verließ ich Neapel. Nebst den schönen Erinnerungen an die herrliche Natur, an die vielen angenehmen Stunden, die ich hier verlebte, wird das Andenken an Hrn. Brettschneider und seine Frau stets in meinem Gedächtnisse fortleben. Ich war ihnen ganz fremd, als ich mein Briefchen abgab, und sie behandelten mich gleich so gütig und herzlich, als gehörte ich zu ihrer Familie. Wie viele Stunden, ja Tage, schenkten sie mir, um mich bald da, bald dort hinzuführen, wie emsig bemüht waren sie, mir alle Schätze dieser an Kunst und Natur überreichen Stadt zu zeigen. Mit wahrer Freude und stolz, solche Freunde gefunden zu haben, sage ich diesen guten Menschen meinen innigsten Dank.

7. November 1842.

Ich fuhr mit dem Eilwagen. Um 7 Uhr früh waren wir in Caserta und eine Stunde später in Capua, einer lebhaf-

ten, niedlichen Stadt, an einem Flusse. Wir fuhren auf den schönsten Straßen, in den herrlichsten Ebenen, zwischen Wein- und Gartenpflanzungen fort. Rechts lagen Gebirge, die sich immer mehrten, näher rückten und der Gegend eine reizende Abwechslung verliehen. Mittags hielten wir vor einem einsam gelegenen Gasthose. Von da an wird die Gegend immer zauberischer. Auf allen Seiten erheben sich die schönsten und fruchtbarsten Höhen, und im Thale schlängelt sich die beste Fahrstraße durch angenehme Gärten. Oft verengen sich die Berge, als wollten sie einen undurchdringlichen Paß bilden, und Ruinen, die Spitzen der Berge krönend, verleihen dem Ganzen ein romantisches Ansehen. Um drei Uhr kamen wir in das Städtchen Teromania, welches mitten in Gemüsegärten liegt. Oberhalb dieses Städtchens auf einem Berge steht das schöne Kloster Monte Cassino, und in dessen Nähe unterhalb des Berges erblickt man noch bedeutende Ruinen eines Amphitheaters.

Das Wetter war heute gar nicht italienisch, sondern rauh und düster, wie es um diese Zeit gewöhnlich in Oesterreich zu seyn pflegt. Am gestrigen Tage war es in Neapel so kalt, daß der Besuch durch mehrere Stunden mit Schnee bedeckt blieb.

Die Kleidung des Bauernvolkes ist in diesen Gegenden etwas eigenthümlicher, als ich sie bisher traf. Die Weiber tragen kurze enge Röcke vom blauem oder rothem Tuche, einen kurzen knappen Spenser und eine farbig gestreifte Schürze. Der Kopf ist mit einem weißen Tuche bedeckt, über welches sie noch ein zweites in der Form eines länglichen, flachen Bieredes legen. Die Männer haben ein wahrhaft räuberisches Aussehen; mit den langen dunkelblauen oder braunen Mänteln, in welche sie sich vom Kopf bis zu den Füßen so einhüllen, daß man selten ihre Gesichter sieht, und mit den hohen, spizen, schwarzen Hüten, ähneln sie ganz den so häufig abgebildeten Räubern in den Abruzzern. Sie steigen auch Alle so

gespensterartig umher und gaffen die Reisenden so verstohlen an, daß einem fast unheimlich wird.

Von Jeromania hatten wir noch einige Stunden in das römische Gebiet, welches wir bei Ceperano betraten.

Im Neapolitanischen, so wie in ganz Italien ist man einer beständigen Paß-Besichtigung ausgesetzt, — für den Reisenden eine große Last. Heute allein bekam mein Paß fünf Visa's, denn wir passirten eben so viele Städtchen.

In Ceperano blieben wir über Nacht bei einem recht schurkischen Wirth. Als ich Abends um den Preis für Zimmer und Frühstück fragte, hieß es: für's Erste zwei Paul (24 fr. C. M.), und für's Letztere einen halben Paul; doch als es zum Zahlen kam, forderte der Kerl für das Zimmer drei Paul und für eine Tasse des schlechtesten Kaffee's, den ich noch je getrunken, einen Paul; und so machte er es der ganzen Gesellschaft. Es wurde gestritten und gezankt, aber endlich erhielt der Wirth dennoch, was er forderte.

8. November 1842.

Die Gegend bleibt sich gleich, doch sehen die Städtchen und Dörfer bei weitem nicht so freundlich, so nett und wohlhabend aus, wie im Neapolitanischen. Die Tracht des Bauernvolkes ist so wie jene, welche wir gestern sahen, nur tragen die Weiber hier statt des Spensers ein steifes Nieder, das rückwärts einen rothen Laß hat. Die Kleidung der Männer besteht aus kurzen Hosen bis an die Knie, braunen Strümpfen, verben Schuhen und einem dunkelfärbigen Spenser. Manche haben auch eine rothe Weste an und eine grüne Binde um die Mitte. Auf dem Kopfe sitzt ein spitzer Hut. An kalten Tagen fehlt auch jener dunkle Banditen-Mantel nicht.

R o m.

Je mehr man sich Rom nähert, desto einfacher und öder wird die Gegend; die Berge treten mehr zurück, und die im-

mer größer werdenden Flächen bekommen ein ziemlich wüstes Ansehen. Städte und Dörfer werden so selten, als ob es nirgends Menschen gäbe. Die Straße ist ziemlich schmal, und weil die Gegend an vielen Orten sehr sumpfig, so sind jene Strecken gut gepflastert. Mehrere Meilen vor Rom passirten wir weder ein Dörfchen noch ein Städtchen. Endlich, drei Stunden bevor wir Rom erreichten, zeigte sich die Kuppel der Peterskirche; nach und nach tauchte eine Kirche, ein Gebäude um das andere empor, und die Stadt lag vor uns ausgebreitet.

Bedeutende Reste von Wasserleitungen, Ruinen und Denkmäler jeder Art verkündeten uns bei jedem Schritte, was für Schätze des Alterthums uns hier erwarteten. Ganz besonders gefiel mir das alte Stadthor Lateran, durch welches wir hinein fuhren.

Als wir auf die Dogana kamen, war es schon sehr dunkel. Ich bekümmerte mich um mein Zimmer und legte mich für heute zu Bette.

Ich blieb fünfzehn Tage in Rom, und wandelte von früh Morgens bis spät Abends herum. In die Peterskirche ging ich beinahe täglich, auch den Vatikan besuchte ich einigemal.

Alle Plätze Rom's, deren es viele gibt, sind mit Brunnen und vorzüglich mit Obelisken geziert. Der schönste Platz ist der „del Popolo.“ Rechts an demselben erhebt sich terrassenförmig der „Monte Picino,“ mit Säulen, Statuen, Fontainen u. s. w. geschmückt, ein Lieblings-Spaziergang des Volkes. Auf diesem Berge, der zugleich zu einem herrlichen Garten gestaltet ist, hat man eine schöne Aussicht. Von hier nimmt sich die Lage Rom's viel schöner aus, als wenn man von Neapel kommt. Man überblickt die ganze Stadt, durchschnitten von der gelben Tiber und von einer bedeutenden Ebene umgeben. Den Hintergrund umschließen schöne Gebirge, an deren Abhängen Villen, Dörfer und Städtchen zerstreut liegen. Nur Eins ging mir ab, was ich jetzt überall

zu sehen gewohnt war und ohne das ich mir beinahe keine Gegend vollkommen denken konnte: das Meer. Dafür sprechen von allen Seiten, wo man geht und steht, eine solche Masse von Alterthümern an, daß man bald auf Meer und Gebirg und Alles vergißt, und nur in der Vergangenheit lebt.

Auf dem Plage „del Popolo“ münden die drei Hauptstraßen Rom's aus, darunter die größte und schönste, „der Corso,“ auf welchem die meisten Palläste stehen.

Auf dem Plage der „Colonna“ erhebt sich das prächtige Postgebäude von weißem Marmor. An demselben sind zwei Uhren angebracht; eine mit unserm Zifferblatte, die andere mit dem italienischen, beide werden Nachts beleuchtet, was eben so hübsch, als zweckmäßig ist. Auf diesem Plage steht die alte Säule des Antonin.

Die Dogana enthält an ihrer Fassade die Säulen des Tempels von Antonius Pius. Ein altes, höchst ehrwürdiges Gebäude.

Alles eben Genannte sah ich nur im Vorübergehen, mein eigentlicher Weg führte mich in die Peterskirche. Den Eindruck, den dieses kolossale, einzige Werk auf mich machte, vermag ich nicht zu schildern. Ich weiß nur, daß ich am ersten Tage um neun Uhr früh hinein ging, und um drei Uhr Nachmittags herauskam.

Ich setzte mich vor die Mosaik-Bilder, unter die große Kuppel, den Baldachin, stellte mich vor die Statuen und Monumente, und konnte nichts als betrachten und bewundern.

Die Kosten des Baues und der Ausschmückung der Kirche sollen 45,852,000 Thaler betragen haben. An ihrer Stelle stand einst der Circus des Nero. Zwei Säulengänge mit vier Reihen Säulen und sechs und neunzig Statuen umfassen den Platz und führen zur Kirche.

Die Fassade der Letzteren ist mit korinthischen Säulen geschmückt; auf dem Gesimse stehen Statuen, zwei und fünfzig Fuß hoch.

Die Vorhalle ist so mit Marmor, Sculpturarbeiten und Vergoldungen überfüllt, daß man da allein mehrere Stunden zubringen kann, um Alles zu betrachten. Ganz besonders nehmen die Riesenthore von Bronzen, in getriebener Arbeit, die Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die Pracht des Innern läßt sich weder schildern, noch mit irgend etwas Gesehenem vergleichen.

Die schönsten Mosaisbilder, Monumente, Statuen, Broncearbeiten, Vergoldungen, kurz was nur die Kunst zu erfinden vermochte, kann man hier in höchster Vollendung schauen. Delgemälde allein sind hier ausgeschlossen. Alles ist Mosais, selbst die Kuppel enthält statt der Fresken, Mosais-Bilder. In den Nischen stehen ungeheure Statuen von weißem Marmor.

Unter der Kuppel, dem schönsten Theile der Kirche, steht der große Altar, an welchem nur der Papst Gottesdienst hält. Über ihn spannt sich ein riesiger Baldachin von Bronze, dessen Säulen gewunden und reich mit Arabesken verziert sind. Man brauchte dazu 186,392 Pfund Erz und um 40,000 Thaler Gold zur Vergoldung; der ganze Baldachin kostete über 150,000 Thaler. Die Kuppel wurde von Michael Angelo ausgeführt. Sie wird durch vier massive Pfeiler getragen, an deren jedem ein Balcon angebracht ist. Im Innern dieser Pfeiler sind Kapellen, in denen die Hauptreliquien aufbewahrt werden, die nur zu gewissen Zeiten dem Volke von den Balkonen herab gezeigt werden. Ich war zugegen, als man das Schweißtuch und ein Stück Holzes vom Kreuze Christi vorwies.

Die Kanzel steht ganz oben in der Kirche, und ist gleich dem Baldachin aus Bronze von Bernini verfertigt. Man verwendete dazu 219,161 Pf. Erz und 172,000 Thaler. Das Innere birgt die hölzerne Kanzel, auf welcher der heil. Petrus predigte. Gleich darneben steht eine gewundene Säule von weißem Marmor, die aus dem Tempel Salomon's zu Jerusalem seyn soll.

Die Löwen an dem Monumente Clemens des Dreizehnten sind von Canova, und die schönsten, die je gemeißelt wurden.

Und so weiter, und so weiter.

Ich war auch so glücklich, in die Katakomben unter der Peterskirche zu kommen, eine für Frauen schwer zu erlangende Begünstigung, die ich nur meiner Pilgereise nach Jerusalem verdankte. Diese Katakomben bestehen aus schönen gemauerten Gängen und Säulen, die aber kaum acht oder neun Fuß hoch sind. Eine Menge Sarkophage mit den Leichen von Kaisern und Päpsten stehen darin.

Das Dach der Kirche ist unermesslich ausgedehnt; eine Menge von Kuppeln, Gebäuden und Behältnissen befindet sich da oben, sogar ein Brunnen mit beständig laufendem Wasser. Man hat eine prachtvolle weite Aussicht bis an das Meer und die Appenninen, und überblickt den ganzen Vatikan, der sich an die Kirche schließt und die Gärten des Papstes.

Ich stieg bis in den Knopf der großen Kuppel, wo man aber gar nichts sieht, da nicht die kleinste Öffnung, viel weniger ein Fensterchen in demselben angebracht ist. Man steigt wahrlich aus keiner andern Ursache in dieß enge, finstere Behältniß, als um sagen zu können: „Ich war auch da oben.“ Viel interessanter ist es, einen Blick aus den Fenstern und Gallerien, welche sich in der großen Kuppel befinden, in die Kirche zu werfen; da sieht man die ungeheure Höhe und Größe dieses Riesenwerkes, da erscheinen die Menschen, die unten herumwandeln, wie Kinderchen.

Den Platz vor der Peterskirche zieren zwei herrliche Springbrunnen, in deren Mitte erhebt sich ein prachtvoller Obelisk aus Heliopolis, der 992,789 Pfund schwer seyn soll. Neben diesem Obelisk sind zwei Platten, stellt man sich auf die eine oder die andere, so überblickt man alle Säulenreihen, wie in eine einzige zusammen geflossen.

Meiner Reise nach Jerusalem hatte ich ebenfalls zu ver-

danke, daß ich beim Papste eine Audienz bekam. S. Heiligkeit empfing mich in einem großen Saale, durch den man zur Sixtinischen Kapelle geht.

Der Papst hat für sein hohes Alter von 78 Jahren noch eine recht gute Haltung und ein recht liebevolles Benehmen. Er stellte einige Fragen an mich, gab mir den Segen und ließ mir endlich den gestickten Pantoffel küssen. Mein zweiter Gang war in den Vatikan. Hier sah ich die vier ungeheuern Säule (Stützen) Raphaels, die Treppe von Bramante und jene von Bernini, die Sixtinische Kapelle, worin sich Michael Angelo's größte Meisterwerke, lauter Fresken befinden. Die ungeheure Wand hinter dem Hauptaltar verfinnlicht uns das jüngste Gericht, die Decken enthalten die Propheten und Sybillen.

Die Bildergalerie enthält viele Werke der vorzüglichsten Meister. Eben so die Galerie der Vasen und Kandelaber.

Das Zimmer der Biga. Die Biga ist ein antiker Wagen von weißem Marmor, vor welchem zwei Pferde gespannt sind.

In der Galerie der Statuen ist jene, die Nero als zitherspielenden Apoll darstellt, die schönste.

Im Saale der Büsten fesseln jene des Menelaus und des Jupiters die Aufmerksamkeit am meisten.

Das Cabinet des Laokoön sagt ohnehin, was es für ein Meisterwerk enthält, eben so das

Cabinet des Apollo von Belvedere. Diese Statue wurde zu Porto d'Anzio in den Bädern des Nero gefunden.

Im viereckigten Vestibule ist der berühmte Torso vom Belvedere aufgestellt, ein Bruchstück größter griechischer Kunst, nach dem sich zum Theile Michael Angelo bildete. Kein Fleisch wurde je in Steinen weicher nachgeformt, als das an diesem Meisterwerke.

In einer langen Galerie hängen die Tapeten, zu welchen Raphael die meisten Zeichnungen verfertigte.

Der Vatikan enthält 10,000 Gemächer, 20 große Höfe, 8 große und gegen 200 kleinere Treppen.

Der Quirinalische Pallast, die Sommerresidenz des Papstes, liegt auf dem gleichnamigen Hügel (Monte Cavallo), der wegen seiner gesunden und reinen Luft ganz mit Pallästen und schönen Häusern bedeckt ist.

Von den Privatpallästen und Gallerien sah ich die meisten. Die ausgezeichnetsten sind: der Pallast Colonna am Quirinal, der Pallast Barberini, in dessen Gallerie man das Bildniß der „Fornarina,“ der Geliebten Raphaels, von ihm selbst, und das Original-Porträt der Beatrice Cenci, von Guido Reni gemalt, findet.

Der Pallast Borghese ist der größte und schönste in Rom, er wird, seiner Klavierform, il Cembalo di Borghese genannt. Die Bildergallerie enthält 1600 Stücke, meistens ausgezeichnete Werke der größten Meister!

Der Pallast Farnese ist wegen seiner Architektur, der Pallast Stoppani wegen seines Baumeisters, Raphael, merkwürdig. Und so noch viele andere. Villen sah ich nur wenige! das Wetter war gewöhnlich sehr schlecht, es regnete fast täglich.

Die Villa Borghese besuchte ich an einem Sonntage, da geht es sehr lebhaft zu, denn in ihren schönen Park, der sich gleich außerhalb des Platzes „del Popolo“ befindet, strömt Alles, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß, gerade so wie bei uns an einem schönen Frühlingstage Alles in den beliebten Prater eilt.

Ferner sah ich noch die Villa Medici und die Villa Panfilì, letztere hat einen außerordentlich großen Park.

Von den Kirchen besah ich mir die meisten. Ich ging zeitlich des Morgens aus, und besuchte bis gegen 11 Uhr gewöhnlich mehrere Kirchen, dann war es Zeit in die Gallerien zu gehen.

In die Hauptkirchen, nämlich die Basilika des heil. Jo-

hann von Lateran, des heil. Paulus, der heil. Maria Maggiore, des heil. Lorenzo und des heil. Sebastian, begab ich mich in Begleitung eines Kirchenführers, der eigens zu diesem Zwecke angestellt ist. Wollte man die Pracht und den Reichthum derselben beschreiben, müßte man wahrlich ganze Bände damit anfüllen.

Die Kirche des heil. Johann von Lateran enthält den hölzernen Altar, an welchen der heil. Petrus Messe las, ferner die hölzerne Tafel, an welcher Jesus das letzte Abendmahl genoß, und die Köpfe der Heiligen, Petrus und Paulus. Nahe an dieser Kirche in einem eigenen Gebäude, befinden sich die Scala Santa (heilige Treppe), die von Jerusalem hieher gebracht und eingemauert wurde. Sie ist von weißem Marmor, mit Bretern überdeckt, und zählt 28 Stufen, die man nicht hinauf- oder herabgehen darf, sondern über die man mit den Knien rutschen muß. Neben dieser heil. Stiege ist eine andere gebaut, auf welcher man gehen darf.

Die Basilika des heil. Paulus liegt außerhalb des Paulus-Thores, in einer höchst ungesunden Gegend. Sie entstand erst kürzlich wieder neu aus ihrer Asche.

Die Basilika Maria Maggiore, in welcher sich die heil. Thür befindet, hat den höchsten Glockenthurm in Rom, und über dem Portikus eine herrliche Loggia, von welcher aus der neu erwählte Papst dem Volke den ersten Segen ertheilt. In der Kapelle des Kruzifixes werden in einer silbernen Urne fünf Stückchen Holz von der Krippe Christi aufbewahrt.

St. Lorenzo, eine Miglie von der Stadt, ist eine sehr einfache Kirche. Hier befindet sich der Campo Santo der Stadt. Die Gräber sind mit großen Steinplatten bedeckt.

B. Sessoriana heißt auch die Kirche des heil. Kreuzes von Jerusalem, weil hier ein Stück des Kreuzes Christi aufbewahrt wird, so wie außerdem noch die Buchstaben J.N.R.J. nebst einigen Dornen und einem Nagel.

St. Sebastian vor der Stadt, eine der ältesten Kirchen Roms, steht auf den großen Katakomben, in welchen 174,000 Christen begraben wurden. — Die Katakomben sind einige Stockwerke tief und sehr weitläufig.

Alle letztgenannten Basiliken sind so menschenleer und stehen auf so öden Plätzen, daß man sich ordentlich fürchten müßte, sie allein zu besuchen.

Die schöne Kirche S. Maria in Trastavare kontrastirt seltsam mit dem Stadtviertel, in welchem sie liegt. Dieses, eines der unreinsten in Rom, wird von Trastaverinnen bewohnt, welche sich noch Abkömmlinge der Trojaner nennen.

St. Maria ad Martyres oder die Rotunda, das ehemalige Pantheon Agrippas, ist das besterhaltene Denkmal des alten Roms. Das Innere ist beinahe in seinem ursprünglichen Zustande. Rings herum laufen fünfzehn Altäre. In dieser Kirche liegt Raphael begraben. Die Rotunda hat kein Fenster, sondern erhält Licht und Luft durch eine Kreisöffnung in der Kuppel.

Die beste Übersicht über das alte Rom hat man vom Thurme des Senatorial-Pallastes, da sieht man vor sich ausgebreitet:

Den Berg Palatin, wo das älteste Rom lag;
 das Kapitol im Mittelpunkte der Stadt;
 den Berg Quirinalis (Monte Cavallo) mit der Sommer-Residenz des Papstes;
 den Esquilin, den größten der Hügel;
 den Avantin;
 den Pincio, auf welchem mehrere schöne Villen und der herrliche Volksgarten liegen;
 den Vatikan und endlich
 den Monte Testaccio, der aus lauter gebrochenen Gefäßen entstand, welche die Römer hieher zusammen warfen.

Ferner besuchte ich noch den Ponte publicus, die älteste Brücke Roms, in deren Nähe Horatius Cocles seine Heldenthat ausführte.

Das Tullianische Gefängniß unter der Kirche des heil. Joseph von Falignani. Hier starb Jugurtha den Hungertod. Die Treppe hinauf heißt „die Seufzerstiege.“

Das Kapitol, das leider schon ganz zerfallen ist; kaum bemerkt man noch geringe Reste einiger Tempel oder sonstiger Bauten.

Auch von den Gräbern der Scipionen sah ich nicht viel mehr als den Platz, die unterirdischen Gänge sind fast ganz zerstört.

Das Marsfeld ist theils mit Gebäuden bedeckt, theils zu Spaziergängen verwendet.

Das Grab des Vestius ist vollkommen gut erhalten, eine Pyramide von großen Quadersteinen umschließt den Sarkophag. Besonders großartig und sehenswerth sind die Aquäduce, aus großen Steinblöcken, ohne Mörtel zusammengefügt. Sie werden nicht mehr benützt, da sie theils schon verfallen, theils die Quellen versiegt sind.

Die Thermen des Titus sind sehenswerth, obwohl außerordentlich verfallen. Hier wurde die berühmte Gruppe des Laokoon gefunden. Neben diesen Thermen befindet sich das große Wasserbehältniß der sieben Säle des Titus.

Eines der größten und besterhaltenen Gebäude aus der Vorzeit Roms ist das Amphitheater des Flavius oder das Kolosseum, in welchem einst die Kämpfe der Gladiatoren und der wilden Thiere gehalten wurden. Es faßte 87,000 Zuschauer. Noch jetzt sieht man vier Stockwerke. Am schönsten ist es, dasselbe bei Fackelschein zu besuchen; ich war so glücklich, mich an eine große Gesellschaft anschließen zu können, die diesen Kostenaufwand bestritt. In der Nähe des Kolosseums stehen der Triumphbogen des Titus, von weißem Marmor und voll der herrlichsten

Sculpturen, die Triumphbogen des Septimus Severus, der Bogen des Janus und mehrere andere Denkmäler.

Zum Mausoleum des Hadrian, der Engelsburg, jenseits der Tiber, führt die schöne, aus lauter Quadersteinen erbaute Engelsbrücke. Kaiser Hadrian ließ dieses große runde Gebäude als sein künftiges Grabmahl aufführen.

Es ist aus großen Steinmassen zusammengefügt, und dient jetzt als Fort und Staatsgefängniß.

Der Tempel des Marcus Aurelius ist in die Dogana umgewandelt.

Der Tempel der Minerva Medica liegt in einem Weinberge und besteht aus einer großen Rotunde, deren oberer Theil eingestürzt ist.

Obeliskten, alle aus Egypten hierher gebracht, zählt man auf den verschiedenen Plätzen Roms zwölf.

Noch muß ich der hundert und acht Fontainen erwähnen, die immerwährend frisches Wasser sprudeln. Die schönste und größte darunter ist die Fontana Trevi.

Weitere Ausflüge konnte ich des schlechten Wetters wegen nicht machen; nur nach Tivoli fuhr ich eines Nachmittags.

Die Straße dahin heißt die Tiburtinische. Nachdem man ungefähr sechs Miglien zurückgelegt, gelangt man zu einer Strecke, die ganz abscheulich nach Schwefel riecht, was von einem Flüßchen herrührt, welches aus der Solfatara kommt. Nach einer Fahrt von achtzehn Miglien erreichten wir die Stadt Tivoli, welche auf einem Abhange der Appenninen mitten in Olivenwäldungen liegt, und an 7000 Einwohner zählt. Mit aufgespanntem Regenschirm spazierte ich gegen Abend noch ein Bißchen in der Stadt herum, die mir eben nicht sehr gut gefiel. Des andern Morgens ging ich früh aus dem Hause, und zuerst in den Tempel der Sybilla, welcher auf einem Felsen, dem Wasserfalle gegenüber steht. Hierauf besah ich die Grotte des Neptun, und endlich jene, durch

welche der Anio fließt, und bei seinem Austritte aus derselben sich schäumend und brausend über eine hohe Felswand stürzt, und den schönen und reichen Wasserfall von Tivoli bildet. Am schönsten nimmt sich der Fall von der Brücke aus. Nebst mehreren kleinen niedlichen Kaskaden, sieht man auch viele Ueberreste von Alterthümern; die bedeutendsten darunter sind die Ruinen der Villa des Mäcenat.

23. November 1842.

Um 6 Uhr Morgens trat ich mit einem Betturino meine Rückreise nach Florenz an.

Die schlechteste Witterung, Regen, Nebel und eine empfindliche Kälte — begleitete uns fast immerwährend. Das Reisen in Italien im späten Herbst oder in Winterszeit ist wirklich höchst unangenehm. Man hat gewöhnlich viel Regen und viel Kälte, und kommt man in ein Gasthaus, so freut man sich vergebens auf ein warmes Zimmer; erst wenn die Gäste schon da sind, wird etwas Feuer in den Kamin angezündet. Und so ein Kamin-Feuer gibt in diesen naßkalten selten benützten Zimmern gar nicht aus, vorne versengt man sich, und rückwärts friert man. Die Fußböden bestehen aus Steinplatten, die man höchstens um den Speisetisch herum mit Strohmatte bedeckt findet.

Die Gegend bot uns heute nicht viel Schönes. Wir fuhren bis Ronciglione, neun deutsche Meilen, und sahen weder Dorf noch Stadt. Ronciglione hat ein trauriges Ansehen, obwohl es viele zweistöckige Häuser und eine breite Straße besitzt. Allein die Häuser sind alle sehr düster, und die Stadt scheint etwas menschenleer zu seyn. Wir blieben hier über Nacht.

Ich hatte, wie es in Italien gewöhnlich ist, mit dem Eigenthümer unsers Fuhrwerkes einen schriftlichen Kontrakt über die Fahrt, die Kost und das Nachtquartier geschlossen. Ich war damit sehr zufrieden, er hielt seine Verpflichtung

genau. Man würde sich aber sehr irren, wenn man mehr als eine Mahlzeit zu erhalten hoffte; will man des Morgens oder des Mittags Etwas genießen, so muß man es sich auf eigene Rechnung geben lassen. Ich fand alles sehr theuer und schlecht.

24. November 1842.

Heute fuhren wir zum Theil durch recht freundliche aber nur sehr spärlich bevölkerte Gegenden. Erst des Nachmittags kamen wir in ein Paar Städte, nämlich nach Bisterbo mit 13,000 Seelen, das in einer fruchtbaren Ebene liegt, und nach Montefiascone, welches auf einem hohen Hügel gebaut und im Hintergrunde von schönen Gebirgen umgeben ist, deren Wein zu den berühmten gehört. In der Nähe von Montefiascone, am Fuße des Hügel liegt ein kleiner See, weiter entfernt ein ziemlich großer, der Lago die Balsana, an dessen Ende das gleichnamige Städtchen, einst die Hauptstadt der Bolsfer, sichtbar ist. In ihrer Mitte erhebt sich eine alte Burg, um welche herum gleich einem Kranze mehrere sehr hohe und äußerst alte Häuser stehen.

Nun mußten wir über einen tüchtigen Berg, was bei den schrecklichen Regengüssen keine Kleinigkeit war. Nur mit Hülfe einer doppelten Vorspann gelangten wir glücklich über die verdorbenen Wege in das Dörfchen Lorenzo, wo wir unser Nachtquartier aufschlugen. Wir befanden uns bereits auf den Vorgebirgen der Appenninen.

25. November 1842.

Wir fuhren nur noch wenige Stunden auf päpstlichem Gebiet. Der Fluß Centio bildet die Grenze zwischen dem Kirchenstaate und Toscana. Ein großer Theil der Gegend umher verräth einen vulkanischen Ursprung, wir sahen mehrere Grotten und Höhlen, von Lava ähnlichen durchbrochenem Steine, Basalt-Säulen u. s. w.

Bei Ponte ceatino steht ein schönes Gebäude, die Dogana von Toscana. Die Gegend ist etwas milder Natur,

hohe und niedrige Gebirge erblickt man, so weit das Auge reicht. Das Städtchen Radicofani liegt auf dem Plateau eines bedeutenden Berges und ist mit Steinen und Felsblöcken umgeben. Eine Citadelle oder alte Burg ragt romantisch über das Städtchen empor, und von mancher Berg- oder Hügelspitze sehen alte Thürme oder Festen herab. Das niedere Gebirge hat hier einen ganz eigenthümlichen Charakter, es ist überall in Risse und Spalten getheilt, als wäre es erst kürzlich dem Wasser entstiegen.

Mehrere Stunden fuhren wir beinahe wie in einem Wolkenbruche, das Wasser floß in Bächen an der Straße, dazu stürmte der Wind auf unsern Wagen ein, daß wir wahrhaftig schon fürchteten, nicht umgeworfen, wohl aber umgeblasen zu werden. Zum Glücke sind die Straßen im Toscanischen besser, als im römischen Gebiete, und über die Flüsse führen fest gemauerte Brücken.

26. November 1842.

Heute hatten unsere armen Thiere einen bösen Tag. Beständig bergauf, bergab, an schrecklichen Abgründen vorüber, führte der Weg lange durch eine einsame und unfruchtbare Gegend, bis sich endlich eine halbe Stunde vor dem Dorfe Buonconvento die Scene änderte, und ein großes Hügelland mit schönen Ebenen, mit der herrlichen Stadt Siena, vielen großen und kleinen Ortschaften, mit Meierhöfen oder schönen Bauernhäusern und einzelnen, auf Hügeln stehenden Kirchen, vor uns entfaltete. Ueberall zeigte sich Wohlstand und Kultur.

Die meisten Mädchen und Weiber sahen wir mit dem Flechten der Strohänder beschäftigt. Hier trägt alles Strohüte, die Männer so gut wie die Weiber und Kinder. Um 5 Uhr Abends erreichten wir endlich

S i e n a.

Unsere armen Pferde waren von den bösen Wegen über die Appenninen so erschöpft, daß uns der Fuhrmann ersuchte,

hier einen Rasttag halten zu dürfen. Mir war diese Unterbrechung der Reise höchst willkommen, denn Siena verdient schon eine genaue Besichtigung.

27. November 1842.

Die Stadt hat 16,000 Einwohner. Eine lange, schöne Straße schneidet sie beinahe in zwei Hälften. Die übrigen Gassen sind klein, unregelmäßig und sehr schmutzig. Der Platz „del Campo“ ist sehr groß; einige Palläste, im gothischen Style erbaut, geben ihm ein gar schönes Ansehen. In seiner Mitte steht eine Granitsäule, auf welcher Romulus und Remus, von der Wölfin gesäugt, in Metall vorgestellt sind. Ähnliche Säulen, nur minder hübsch, sah ich in dieser Stadt mehrere. In Rom, wo sie gewiß mehr an ihren Platz gewesen wären, fand ich keine einzige. — Die Häuser in den Gassen Sienas haben alle ein düsteres Ansehen, viele darunter sind wie Festungen gebaut, von lauter Quadersteinen und mit Schießscharten versehen.

Das schönste Gebäude ist der Dom. Ich kam aus der Stadt der Kirchen, und fand diesen Bau dennoch so überraschend, daß ich lange betrachtend vor ihm stehen blieb. Er gilt in der That für eines der schönsten Bauwerke Italiens. Auf einer kleinen Anhöhe, inmitten eines großen Platzes stehend, ist er von außen und innen mit schwarzem und weißem Marmor bekleidet. Besonders schön machen sich die hohen Wölbungen der Fensternischen, die von mehreren Säulen getragen werden. In der Sakristei sind die Freskogemälde nicht nur der richtigen Zeichnung, sondern auch der Frische der Farben wegen, ja nicht zu übersehen.

Man schreibt die Arbeit Raphael, die Frische der Farben der Erde von Siena zu. Die Chorbücher, welche in dieser Sakristei aufbewahrt werden, enthalten die schönsten Miniatur-Gemälde auf Pergament.

Im Hospital, gleich in der Nähe, sind einige Krankensäle ebenfalls mit so herrlichen Fresken bedeckt, die aus derselben Zeit zu stammen scheinen.

Man rühmt ganz besonders die Grazie und Schönheit des hiesigen weiblichen Geschlechtes. Da heute gerade Sonntag war, ging ich zur Hauptmesse, um die graziösen Schönheiten zu sehen, — fand aber deren nicht mehr und nicht weniger, wie in jeder andern Stadt. Grazie und Schönheit sind gar seltene Gäste. —

Nachmittags besuchte ich die Promenade, den Prato di Lizza. Ich fand sehr wenig Menschen. Von den Wällen der Stadt hat man eine schöne Aussicht.

28. November 1842.

Die Gegend bleibt nun immer schön. Das Gebirge versacht sich mehr und mehr, die Thäler erweitern sich, und nur hin und wieder erheben sich Hügel mit Bäumen, Wiesen und Feldern bedeckt. Im Toscanischen sieht man viele Cypressen, die mir, seit ich Konstantinopel und Smyrna verließ, nicht mehr zu Gesichte kamen. Das Land scheint bedeutend bevölkert; man sieht viele Ortschaften.

Um 5 Uhr Abends fuhren wir in

F l o r e n z

ein, doch erst nach anderthalb Stunden stieg ich im Gasthose der Witwe Mocalli ab. Bis man mit dem Besichtigen der Pässe, dem Durchsuchen der Effekten und allen dergleichen Geschäften fertig wird, vergeht immer eine lange Zeit.

Die Gegend von Florenz ist äußerst lieblich, aber nicht erhaben. Der prächtige Arno durchströmt die Stadt; vier steinerne Brücken, von denen eine gedeckt und beiderseits mit Buden versehen ist, führen über ihn. Florenz zählt 8000 Häuser mit 90,000 Einwohnern. Das Äußere der hiesigen Paläste ist höchst originell. Meistens aus großen, dunkelgefärb-

ten Quadersteinen erbaut, gleichen sie beinahe Festungen, und machen einen wahrhaft erhabenen Eindruck.

Die Kathedrale soll die schönste Kirche der Christenheit seyn, ich fand sie zu einfach, ganz besonders im Innern. Die Wände sind nur mit Kalk übertüncht, die Fenster mit gemalten Gläsern versehen, was außerordentliche Dunkelheit hervorbringt. Am besten gefielen mir die Thüren der Sakristei mit den berühmten Kunstwerken des Luca del Robbin, und der reich geschmückte, großartige Hochaltar.

Neben dem Dome steht das Battisterio, ein einstmaliger Tempel des Mars, mit acht ausgezeichnet schönen erzenen Thüren, von denen Michael Angelo sagte, sie seien würdig, das Paradies zu schließen.

Der Campanile ist mit farbigem Marmor belegt, und sieht, obwohl er schon fünfhundert Jahre zählt, noch so schön und neu aus, als wäre er kürzlich geendet worden.

Die übrigen bedeutenden Kirchen sind folgende: St. Lorenzo, inwendig ebenfalls ganz weiß mit grau angestrichenen Säulen. Sie enthält schöne Öhlgemälde, die Kapelle der Medicer, ein prachtvolles Werk, mit den edelsten Steinarten ausgelegt, und die Monumente mehrerer Glieder des ebengenannten Fürstenhauses. St. Croce, eine schöne und freundliche Kirche, voll von Monumenten der berühmtesten Männer. Man nennt sie auch das italienische Pantheon. Die Bildhauerarbeiten sind vortrefflich, die Gemälde hübsch. Hier ruht Michael Angelo. Unter einer Seitenkapelle hat die Familie Buonaparte eine Gruft. In einer andern verschlossenen, ziemlich großen Seitenkapelle stehen vorzügliche Monumente von weißem Marmor.

St. Annunziatti ist reich an den herrlichsten Fresken; besonders schön sind jene, welche sich im Vorhofe der Kirche rings an den Wänden befinden, und mit einer Glasgalerie umgeben sind. Im Innern gleich links die kostbare Kapelle der heil. Jungfrau dell' Annunziata, worin der Altar,

die ungeheuern Randelaber, die Engel, die Draperie, kurz Alles von reinem Silber ist. Überdies enthält diese reich decorirte Kirche noch schöne Bilder und viel Marmor.

St. Michele ist von außen mit sehr schönen Statuen geschmückt. Im Innern findet man mehrere werthvolle Gemälde, und einen besonders schönen Altar unter einem Baldachin, beide von weißem Marmor, nach gothischem Geschmack.

St. Spirito enthält viele Bildhauerwerke, besonders einen Christus von weißem Marmor.

Alle diese Kirchen sind der gemalten Fenster wegen etwas dunkel.

Unter den Pallästen sind die vorzüglichsten: Der Pallast Pitti, auf einer kleinen Anhöhe. Er macht den großartigsten Eindruck. Von lauter Granitfelsenstücken zusammen gefügt, scheint er für die Ewigkeit erbaut. Ich muß sagen, von allen Pallästen, die ich sah, gefiel mir dieser am besten, so etwas Außerordentliches wird man wohl nirgend mehr finden. Überhaupt sprechen mich die Gebäude in Florenz ganz vorzüglich an, sie haben nach meiner Meinung einen viel eigenthümlichern und ehrwürdign Charakter, wie die Palläste des neueren Rom.

Die Bildergallerie zählt 500 Stücke, beinahe lauter Meisterwerke, darunter Raphaels Madonna della Sedia. Nebst den Gemälden stehen noch in jedem Saale Prachtstücke von Tischen aus den edelsten Steinarten.

Hinter dem Pallaste erhebt sich etwas terrassenartig der Garten Boboli. Er enthält viele Statuen, welche mit vielem Geschmacke in herrlichen Alleen, Bosketten oder auf schönen freien Plätzen vertheilt sind. Die Aussicht von den höhern Punkten ist herrlich.

Der Pallast degli Uffizi, am Arno, ist durch seine Großartigkeit und die eigenthümliche Bauart höchst imposant. In zwanzig Sälen und Kabinetten und drei ungeheuren

Gängen dieses Gebäudes sind die größten Kunstschätze der Welt vereint.

Die Tribuna enthält die Venus von Medicis, die bei Tivoli gefunden wurde, und von Cleomenes, einem Sohne des Apollodor von Athen, gefertigt worden ist. Ihr gegenüber steht Apollino.

Im Saale der Maler-Portraits steht in der Mitte die berühmte mediceische Vase.

Das Kabinet der Edelsteine besitzt den größten und schönsten Onix, den man kennt.

Der Palazzo vecchio gleicht einem festen Schlosse. Der große Hof, um welchen hohe Säulengänge laufen, ist mit Sculpturen und Malereien überfüllt. In der Mitte steht ein schöner Springbrunnen. Den Eingang zieren zwei berühmte Statuen, die eine den Herkules, die andere den David vorstellend. Unweit derselben befindet sich der herrliche Springbrunnen des Ammanato, von Seepferden gezogen, und von Tritonen umgeben.

Im Pallaste Gherardeska ist auf einem Basrelief die schauderhafte Geschichte des Ugolino dargestellt.

Der Pallast Strozzi darf nicht übergangen werden; er zählt schon 360 Jahre, und sieht dennoch aus, als wäre er eben erst vollendet worden.

In der Speccola zeigt man den menschlichen Körper mit seinen Krankheiten, in Wachs geformt, von demselben Künstler, von welchem ein gleiches Kabinet zu Wien (im Josephinum) existirt. Im hiesigen Naturalienkabinet sind nicht nur ausgestopfte Thiere, sondern auch deren Skelette aufgestellt.

Die Werkstätte der harten Steine, in welcher die herrlichsten Bilder, Tischplatten u. s. w. von florentinischem Marmor zusammengesetzt werden, unterlasse man ja nicht zu besuchen. Hier werden wundervolle Arbeiten geliefert. Ich sah da Blumen und Früchte zusammengesetzt, die dem zartesten Pinsel Ehre gemacht hätten. Der ungeheure Tisch im Pal-

laste degli Uffizi soll 40,000 Ducati gekostet haben. 25 Menschen arbeiteten 20 Jahre daran; er ist gleichfalls aus Florentiner Mosaik zusammengefügt. Mir gefiel er nicht außerordentlich, er ist vor Reichthum in der Composition ganz überladen.

Von den Umgebungen sah ich nur die Milchmeiereien des Großherzogs, ein angenehmer Spaziergang am Arno mit schönen Alleen und Wiesen.

Abreise von Florenz.

3. Dezember 1842.

Abends um 7 Uhr verließ ich Florenz und fuhr im Eilwagen nach den, 18 deutsche Meilen entfernten Bologna. Als es Tag geworden war, befanden wir uns gerade auf einer Anhöhe, welche eine recht großartige Uebersicht gewährte. Viele Thäler, zwischen niedern Hügeln ausgebreitet, schlossen sich vor uns auf, die mit Schnee bedeckten Appenninen bildeten den Hintergrund, und weit in der Ferne erglänzte ein schimmernder Streifen, das adriatische Meer.

4. Dezember 1842.

Abends um 5 Uhr kamen wir nach

B o l o g n a.

Die Stadt ist ziemlich groß, hat 50,000 Einwohner, viele schöne Häuser und Gassen, ist aber, außer dem Hauptplatze und einigen Gassen sehr wenig belebt. Nur Bettelleute gibt es an allen Orten und Ecken — schon daraus erkennt man, daß man sich wieder in den Staaten des heil. Vaters befindet.

5. Dezember 1842.

Heute hielten wir Kasten. — Ich besuchte gleich die Kathedrale. Ihre Decken schmückten schöne Fresken, Bergol-

dungen und Arabesken. Auch einige Oelgemälde sind nicht zu übersehen.

In der Kirche des heil. Domenico interessirte mich am meisten das Grabmahl des Königs Enzo.

In der Bildergallerie befindet sich eines der frühesten Gemälde Raphaels, die heil. Cäcilia.

Den Hauptplatz ziert ein schöner Springbrunnen mit einem Neptun. Im Palazzo Publico befindet sich eine Treppe, über welche man hinaufreiten kann.

Das Merkwürdigste in Bologna sind die zwei viereckigen, schief gebauten Thürme an der Porta Romagna. Der eine neigt sich oben um fünf, der andere um sieben Fuß vor. Auf mich machte ihr Anblick einen beängstigenden Eindruck; besonders wenn man sich knapp an die Mauer stellt und hinauf sieht, glaubt man, sie seien gerade im Herabstürzen begriffen. Übrigens ist an den Thürmen nichts Schönes, sie bestehen aus ganz einfachen Mauerwerk und sind nicht sehr hoch.

Das Schönste aber in Bologna ist der Campo santo, der großartige Friedhof, mit großen, gedeckten, langen Hallen, und niedlichen kleinen Kapellen, in welchen eine Menge der kostbarsten und herrlichsten Monumente, Werke der größten Künstler neuerer Zeit, aufgestellt sind. Drei große freundliche Plätze neben diesen Gebäuden dienen zu Begräbnißstätten der minder Reichen. Auf dem einen ruhen die Männer, auf dem andern die Frauen, auf dem dritten die Kinder.

Eine drei Miglien lange Halle, auf 640 Pfeilern ruhend, führt von diesem Friedhofe nach einem kleinen Berge, auf welchem die Kirche der h. Madonna di St. Luca steht, und von da bis beinahe in die Stadt. Die genannte Kirche enthält ein Wundergemälde, nämlich das wahrhafte Bild der heil. Maria, von dem heil. Lukas nach einer Vision gemalt. Die Gesichtsfarbe ist jedoch viel dunkler gehalten, als ich sie selbst an den gemeinsten Bauernweibern in Syrien bemerkte. Aber der Glaube macht selig — und somit will auch ich den

Ursprung des Bildes nicht bezweifeln. Die Aussicht vom Berge ist wunderschön.

Ganz ermüdet kehrte ich Abends zurück und saß eine halbe Stunde später schon wieder im Postwagen, um nach dem sieben Meilen entfernten Ferrara zu fahren.

Das Wetter war größtentheils ungünstig, es regnete viel, und die Straßen waren theilweise verdorben, besonders im päpstlichen Gebiete, daß wir in der Nacht vier oder fünfmal stecken blieben — auf einer Stelle sogar über eine Stunde, bis Pferde und Ochsen zusammen gebracht wurden, um uns weiter zu schleppen. Wir fuhren an diesen sieben deutschen Meilen zwölf Stunden, von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens.

6. Dezember 1842.

Heute erwachte ich also in Ferrara. Hier wird der Eilwagen abermals gewechselt. Ich benutzte die Paar Stunden Zeit und besah ein Bißchen die Stadt, welche im Ganzen mehr einer deutschen, als einer italienischen gleicht. Sie hat schöne breite Gassen, hübsche Häuser, und nur selten Bogengänge vor diesen. Mitten in der Stadt liegt ein festes Schloß, mit einigen Festungswerken umgeben, dormalen die Residenz des Bischofs.

Um 9 Uhr verließen wir dieß freundliche Städtchen. Nach einer Stunde ungefähr kamen wir an den Po. Wir wurden mittelst eines Schiffes übergesetzt, und ich betrat nun nach langer Zeit wieder Oesterreichs Boden. In einer schönen Ebene ging es fort bis nach Rovigo, das nicht viel Sehenswerthes bietet. Hier blieben wir über Mittag und passirten dann wieder zu Schiffe die Etsch, die bedeutend kleiner ist, als der Po. Die Gegend von Rovigo bis Padua blieb uns durch einen wahrhaft undurchdringlichen Nebel verdeckt, nicht fünfzig Schritte weit konnten wir sehen. Um 6 Uhr Abends erreichten wir Padua, unsere Nachtstation.

Am andern Morgen eilte ich gleich fort, denn Padua,

Venedig, Triest u. s. w. hatte ich bereits im Jahre 1840 mit Muse gesehen.

Glücklich und wohlbehalten kam ich in meine Vaterstadt zurück, in der Mitte der Meinigen, die ich, Gott Lob, gesund und fröhlich wieder fand!

Vieles hatte ich gesehen, aber auch Vieles ausgestanden, und das Wenigste so gefunden, wie ich es mir dachte.

Berwandte und Freunde wünschten die Begebenheiten meiner einsamen Wanderung zu lesen. Jedem konnte ich mein Tagebuch nicht zusenden, so wagte ich es denn auf vieles Zureden meiner Freunde, und besonders des Herrn Verlegers, meine Erlebnisse ungeschmückt zu veröffentlichen.

Ich bin keine Schriftstellerin, ich habe nie etwas Anderes als Briefe geschrieben, mein Tagebuch kann daher nicht als literarisches Werk betrachtet werden. Es ist eine einfache Erzählung, in der ich Alles beschreibe, wie es mir vorkam; es ist eine Sammlung Notizen, die ich anspruchlos niederschrieb, um mich immer an das Gesehene zu erinnern, und von denen ich nie glaubte, daß sie den Weg in die große Welt finden würden; darum ersuche ich alle meine geneigten Leser und Leserinnen um gütige Nachsicht, denn ich wiederhole es noch einmal — ferne ist mir der Dünkel, mich in die Reihen jener geistreichen Frauen drängen zu wollen, denen schon in der Wiege der Weihfuß der Musen ward.



Pfeiffer, Ida,

Reise einer Wienerin in das heilige Land nämlich: von Wien nach Konstantinopel, Brussa, Beirut, Jaffa, Jerusalem, dem Jordan und todten Meere, nach Nazareth, Damaskus, Balbeck und dem Libanon, Alexandrien, Kairo, durch die Wüste an das rothe Meer, und zurück über Malta, Sicilien, Neapel, Rom u.s.w. ; unternommen im März bis Dezember 1842 ; nach den Bd.: 2

Wien 1846

It.sing. 752 pi-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467727-6